

Christian Schmid

Mund Art

**Das Mundartschrifttum
der deutschen Schweiz**

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

1. Mundart und Schrifttum in der deutschen Schweiz - Einführung und Überblick

2. Mundart als geschriebene Sprache

2.1 Ist geschrieben Mundart noch Mundart?

2.2 Mundartschreibungen

2.3 Laute schreiben

2.4 Wortschatz, Formen und Syntax

2.5 Zur sprachlichen Bewertung geschriebener Mundart

3. Was ist das Mundartschrifttum?

3.1 Mundartschrifttum und Volksliteratur bzw. Volksdichtung

Vorwort

Die bis anhin einzige Mundartliteraturgeschichte der deutschen Schweiz, Otto von Greyerz' „Die Mundartdichtung der deutschen Schweiz geschichtlich dargestellt“, ein Büchlein von knapp 120 Seiten, erschien 1924 in Leipzig und Frauenfeld. Seither hat niemand mehr eine Gesamtdarstellung gewagt. Das erstaunt nicht. Erstens zerfällt das Mundartschrifttum der deutschen Schweiz in viele kleine, sprachregionale Literaturen, da jede Mundartregion ihr eigenes Schriftum hervorbringt und ein Gesamtüberblick deshalb schwer zu erlangen ist. Zweitens, und das ist viel gravierender, ist der Status des Mundartschrifttums bis heute umstritten.

Das hat vorab sprachliche Gründe. Versteht man unter Literatursprache eine überregionale, multifunktionale und gruppenunspezifische Standardsprache mit institutionalisierter Norm, stellt man sie in Gegensatz zu Dialekten, Fachsprachen und Soziolekten. Zu beachten ist dabei, dass sich die deutsche Literatursprache von Anfang an über eine Lösung von regionalen Sprachformen entwickelte und vom Barock bis zur Klassik zur Bildung einer nationalen Kultur beitragen wollte. Obwohl mit der Etablierung dieser Norm bald auch der Verstoss gegen sie, z. B. in der Annäherung an Alltagssprache, zum poetischen Mittel werden konnte, gilt bis heute vor allem das als Literatur, was in der Standardsprache geschrieben und damit Teil der standardsprachlichen Literaturtradition ist. Mundart ist, so gesehen, keine Literatursprache oder bestenfalls eine Literatursprache mit eingeschränkten Möglichkeiten.

Zur Diskussion steht aber auch die Frage der Qualität von Mundartliteratur. Obwohl das Besondere von Literatur ausdrücklich oder unausdrücklich als Literarizität gefasst wird, besteht über das Attribut „literarisch“ keine Einigkeit. Der engere Literaturbegriff, der pragmatisch von Interessen, Gewohnheiten und Traditionen bestimmt wird, ist bis heute diffus geblieben. Er umfasst fiktionale Texte und auch unbestimmt viele andere, die unter irgendeinem Gesichtspunkt als wichtig gelten, bezieht aber Mundartliteratur nur ganz am Rand mit ein, weil die meisten mundartliterarischen Texte den in der Auseinandersetzung mit standardsprachlicher Literatur entwickelten Qualitätsansprüchen nicht genügen. Mundartliteratur gilt mehrheitlich als wert- und themenkonservativ, nicht oder kaum innovativ und formal wie sprachlich veraltet.

Mundartliteratur steht also vor dem Problem, dass sie sich von vielen, die sich professionell mit Literatur befassen, immer wieder ihre ästhetische Minderwertigkeit oder gar Banalität vorwerfen lassen muss. Auf der anderen Seite heischen viele Mundartautoren

und -autorinnen literarische Anerkennung. Dabei gehen beide Seiten stillschweigend oder explizit davon aus, dass es nur eine Literatur geben könne.

Will man Vorurteile und vorschnelle Wertungen vermeiden, kann man Literatur als gesellschaftliches Handlungssystem betrachten, das nach verschiedenen Kriterien (z. B. Nationen, Gattungen, Sprachen) in Teilsysteme unterteilt werden kann. Das Teilsystem Mundartliteratur hat folgende, spezielle Systemeigenschaften:

- a) Mundartliteratur wird in nicht normierten regionalen und sozialen Substandardvarietäten geschrieben, welche sich nicht nur in der Lautung, im Wortschatz und in der Grammatik von der Standardsprache unterscheiden, sondern auch in den rekurrenten Formen, also im Stil. Dieser in der Mündlichkeit geprägte Stil wird in der Schrift mehr oder weniger stark durch den standardsprachlichen Schreibstil beeinflusst.
- b) Mundarten sind kleine regionale Sprachformen mit einem beschränkten Anwendungsbereich in der Schrift, da nichtliterarische Texte und der grösste Teil der Literatur in der Regel nicht in Mundart geschrieben werden. Der Status von Mundart als gesprochene und Schriftsprache variiert von Region zu Region und ist abhängig von den Einstellungen der Sprachbenützer. Im Gegensatz dazu ist der Status der Standardsprache als Schriftsprache in der ganzen Sprachgemeinschaft unangefochten.
- c) Wer Mundart schreibt, entscheidet sich stets gegen die Standardsprache für die Mundart und muss sich für diese Entscheidungen gegenüber sich selbst oder anderen legitimieren. Diese Legitimation kann implizit als besondere Begabung zum Mundartschreiben im Text manifest oder explizit als sprachpflegerische Aufgabe aufgefasst werden. Oft schreiben Autoren und Autorinnen Mundart, weil für ihre Texte und Themen im standardsprachlichen Buchmarkt kein Bedürfnis besteht oder weil sie aus historischen, politischen oder emotionalen Gründen die Mundart der Standardsprache bzw. die Mundart- der standardsprachlichen Literatur vorziehen.
- d) Mundartliteraturen sind kleine Literaturen, d. h. Literaturen für einen kleinen Raum mit einem kleinen potentiellen Produzenten- und Konsumentenkreis. Mundartautoren und -autorinnen haben oft kein fernes Publikum, das bei kritischem Schreiben die Spannungen der Nähe erträglich macht. Deshalb sind harsche Kritik oder Ablehnung des Bestehenden sowie die schonungslose Entlarvung von Missständen in der Mundartliteratur selten. Mundartliteratur formuliert das Andere und Neue in der Regel im Rahmen des Möglichen und nicht als Notwendiges oder Absolutes. Kompromisslose Innovation scheidet an der Leseerwartung des kleinen Publikums.

e) Mundartautoren, welche mit Blick auf den standardsprachlichen Buchmarkt schreiben und gegen die Einschränkungen der Mundartliteratur anschreiben, erzielen vielleicht kleine Achtungserfolge, aber die volle Anerkennung bleibt ihnen versagt, weil sie für diesen Markt die falsche Sprache schreiben.

Diese kurze, unvollständige Charakterisierung des Systems Mundartliteratur zeigt mit aller Deutlichkeit, dass das Beharren darauf, es gebe nur eine Literatur, und eine Beschränkung auf ästhetische Wertungen innerhalb eines diffusen Bereichs „Literatur“ einer Darstellung und kritischen Betrachtung der Mundartliteratur nicht förderlich sind. Gewinnbringender scheint es mir, den Blick auf Bedingungen, Funktionen, Absichten und Zwecke zu richten.

In der deutschen Schweiz ist die Mundartliteratur seit über zwei Jahrhunderten Teil der literarischen Kultur. Sie ist, wie alle Literaturen, reich an Werken verschiedenster Inhalte und Formen, an mehr oder weniger Gelungenem. Gerade wegen ihrer besonderen Sprachform ist sie auch mentalitäts- und kulturgeschichtlich interessant, weil die von Autoren und Autorinnen nach Zeit und Raum unterschiedlich motivierte Entscheidung für die Mundart als Literatursprache Einblick gibt in sprach- und gesellschaftspolitische Zusammenhänge und zugleich ein Licht wirft auf Sachverhalte wie kulturelle Identität, sprachregionales Selbstverständnis, Sprachpflege, Heimatschutz, geistige Landesverteidigung und regionale sprachemanzipatorische Bewegungen.

Eine umfassende Aufarbeitung der Mundartliteraturgeschichte ist vor allem deshalb auch ein unverzichtbarer Bestandteil der Literatur-, Mentalitäts- und Kulturgeschichte der deutschen Schweiz, weil eine kontinuierliche literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gegenstand fehlt. In der Literaturgeschichtsschreibung wird Mundartliteratur, findet sie überhaupt Beachtung, in der Regel isoliert und verkürzt behandelt. Deshalb stehen die aufgeführten Fakten, wenn es denn Fakten sind, oft ausserhalb eines erarbeiteten Gesamtzusammenhangs und sind nicht selten banal, wenn nicht gar falsch.

In der Alltagssprache bezeichnet der Begriff „Mundartliteratur“ in der Regel alles, was Mundart geschrieben ist und zwischen zwei Buchdeckeln erscheint. Diese Begriffsarmut ist im Vergleich zur Beschäftigung mit standardsprachlicher Literatur geradezu prekär. Mit dem Begriff „Mundartschrifttum“ bezeichne ich die Gesamtheit des in Mundart Geschriebenen bzw. Gedruckten. Innerhalb dieses Schrifttums soll nur das als Literatur gelten, was deutlich fiktionalen Charakter hat, vom Gedicht über die Erzählung und den Roman bis zum Bühnenstück, zum Liedtext und zum Hörspiel.

Davon zu trennen sind, nach Möglichkeit, all jene Mundarttexte, welche sich erkennbar auf Geschehenes beziehen und in denen Menschen handeln, die leben oder gelebt haben, Texte also, welche unmittelbar auf die reale Welt Bezug nehmen und darstellen, was zutrifft oder jemals der Fall war. Zu dieser Kategorie zählen zum Beispiel das im Mundartschrifttum sehr prominente und umfangreiche Erinnerungsschrifttum, biographische Schriften, volkskundlich orientierte Schriften und Textsammlungen, Sachbücher aller Art, Kolumnen, Glossen und andere journalistische Texte sowie wissenschaftliche Texte und nichtliterarische Bühnen- und Medientexte. Die Zuweisung von Mundarttexten an die eine oder andere Kategorie mag in einzelnen Fällen schwierig sein, aber im ganzen ist es wichtig, literarische und nichtliterarische Mundarttexte auseinanderzuhalten, damit für die kritische Beschäftigung mit dem Mundartschrifttum ein Literaturbegriff bereit steht, mit dem sich arbeiten lässt.

Im Text, der auch für interessierte Laien gut lesbar sein soll, zitiere ich oft und ausführlich Originaltexte, damit sich der Leser und die Leserin an authentischem Material orientieren kann. Auf Fussnoten verzichte ich; hingewiesen wird auf zitierte Titel und auf weiterführende Literatur, welche im Literaturverzeichnis aufgeführt sind.

1. Mundart und Schrifttum in der deutschen Schweiz - Einführung und Überblick

Die Koexistenz von Standardsprache bzw. Hochdeutsch und Mundart bzw. Dialekt ist die Grundvoraussetzung und die starke Parzellierung der Dialektlandschaft die prägendste Existenzbedingung für das Mundartschrifttum der deutschen Schweiz.

Deutschscheizer und Deutschscheizerinnen sprechen, sind sie unter sich, gewöhnlich ihren schweizerdeutschen Dialekt und schreiben in der Regel Standardsprache. Diese Sprachsituation, in der zwei Sprachformen nebeneinander existieren, deren Verwendung sich nach dem Medium (akustisch versus optisch) richtet, nennt man mediengebundene Zweisprachigkeit oder, mit dem internationalen Fachterminus, **mediale Diglossie** (vgl. SIEBER/SITTA 1987; SCHLÄPFER 1994; BARBOUR/STEVENSON 1998, S. 239-245; HAAS 2000, S. 81 ff.). Wer Mundart schreibt, schreibt also, entgegen der diglossischen Norm, die im Alltag mehrheitlich nur gesprochene Sprachform. Das hat Folgen für die Produktion und Rezeption von geschriebener Mundart:

1. Muttersprachliches Hören, Verstehen und Sprechen sind erworbene Kulturtechniken; das Kleinkind erwirbt sie weitgehend unbewusst in einem von aussen kaum gesteuerten Spracherwerbsprozess. Lesen, Verstehen und Schreiben sind hingegen erlernte Kulturtechniken; sie werden in einem gesteuerten, mehrere Jahre dauernden Schulungsprozess erlernt, der, wie schon Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“ zu erzählen weiss, nicht selten schmerzhaft ist, weil er aus der Welt der audiovisuellen Unmittelbarkeit in die Abstraktion führt, von den Sinnen zum Sinn (vgl. HÖRISCH 2001). In diglossischen Sprachgemeinschaften lernt man in der Regel nur das Lesen und Schreiben in der Standardsprache, nicht aber das Lesen und Schreiben im Dialekt. Dies hat zur Folge, dass das Lesevermögen stark an das standardsprachliche Schriftbild gebunden ist. Lesen funktioniert über das Wiedererkennen vertrauter Wortbilder. Die fremden Wortbilder von geschriebenem Dialekt stören die für das fließende Lesen notwendige Wiedererkennungsfähigkeit; sie muss neu eingeübt werden. Aber vielen Lesern und Leserinnen ist das Entziffern von Dialekttexten, weil es keine notwendige Kulturtechnik ist, einfach lästig. Sie wollen nicht den eigenen Dialekt erlesen und noch viel weniger fremde Dialekte lautlich nachempfindend entziffern. Sie wollen einfach in einem möglichst ungehinderten Lesevollzug verstehen, was geschrieben steht, d. h. sie wollen durch das Fenster des Mediums möglichst rasch zum Sinn kommen. Das zeigt sich unter anderem daran, dass mundartliche Wortkunst seit jeher ihr breitetes Publikum dort erreicht, wo sie live auf der Bühne,

auf Tonträgern oder in elektronischen Medien gesprochen, vorgelesen, rezitiert oder gesungen wird, und dass kurze Dialekttexte (Gedichte, Erzählungen) eher gelesen werden als lange (Romane). Der Berner Schriftsteller Kurt Marti, der selbst Mundartgedichtbände veröffentlicht hat, gesteht:

Ich würde nie Prosa schreiben im Dialekt, aus einem ganz einfältigen Grund: ich bin so trainiert auf hochdeutsche Sprache, wenn ich Prosa lese, dass mir das viel zu mühsam ist, Dialekt zu lesen, und deshalb schreibe ich auch nicht Dialektprosa. (K. MARTI 1976, S. 116)

Der Solothurner Mundartautor Ernst Burren, der neben Gedichten auch lange Prosaerzählungen geschrieben hat, bestätigt:

Den einzigen Nachteil des Mundartschreibens sehe ich in der erschwerten Lesbarkeit. Deshalb würde ich einen Roman wahrscheinlich in der Schriftsprache verfassen. (BURREN 1977)

Der Berner Germanist, Seminarlehrer und Mundartautor Werner Marti schreibt mir in einem persönlichen Brief vom 15.9.2001:

Wer [...] nie Verkehrsunterricht oder Fahrstunden erhalten hat, wird sich nie auf die Strasse wagen. Wer in der Schule nie gelernt hat, Mundarttexte zu lesen und einfache Mundarttexte zu schreiben, der wird es sehr schwer haben, den Einstieg in die Dialektliteratur zu finden.

2. Die Verschriftlichung von Standardsprache ist durch eine für die ganze Sprachgemeinschaft verbindliche Norm geregelt, welche über Wörterbücher, Grammatiken und Regelwerke zum Verfassen von Texten vermittelt wird. Abweichungen von dieser Norm werden als Fehler sanktioniert. Die Verschriftlichung von Dialekten ist hingegen nicht verbindlich normiert. Wer Dialekt schreibt, richtet sich zwar in der Regel nach regionalen oder überregionalen Schreibkonventionen, die in Regelwerken publiziert sind (z. B. DIETH 1986 und W. MARTI 1972), grundsätzlich ist es jedoch Mann und Frau freigestellt, wie sie schreiben wollen. Wer leserfreundlich schreiben will, lehnt seine Dialektschreibung möglichst nahe an die hochsprachliche Orthographie an und nimmt damit in Kauf, dass in der Schrift die lautlichen Eigenheiten des Dialekts nicht adäquat wiedergegeben werden. Wer die lautlichen Eigenheiten des Dialekts auch in der Schrift betonen will und dabei in Kauf nimmt, dass fremde Wortbilder entstehen, schreibt möglichst lautnah.

3. Der Dialekt wird in der Sprachsituation der medialen Diglossie vor allem gesprochen. Obwohl damit also nur etwas über Art des Gebrauchs gesagt wird, beurteilen viele Mündlichkeit als dem Dialekt inhärentes Wesensmerkmal. Dialekt, wird behauptet, sei die wesenhaft mündliche Sprache des (einfachen) Volkes. Dialekt erscheint unter diesem verallgemeinernden Blickwinkel als dem Konkreten verhaftete, nicht an Regelzwang gebundene, intime, ungebildete Sprache, Hochsprache als normierte Sprache der Bildung. Gegen Urteile, die auf derlei Einschätzungen beruhen, wehrte sich Otto von Greyerz bereits in einem Aufsatz von 1922:

Eine der traurigsten Früchte abendländischer Kultur ist ja die Scheidung der Menschen in gebildete und ungebildete nach Massgabe ihrer Beherrschung der Schriftsprache. Die Sicherheit im Gebrauch der Schriftsprache ist freilich heutzutage ein Erfordernis für alle höheren Berufsarten; für den Wert der Persönlichkeit aber ist sie nebensächlich. Die schriftsprachliche Gewandtheit kann die hohlste und lieblichste Denkart verhüllen, und die Mundart kann - auch hier betone ich das „kann“ - Ausdruck tiefgründiger Bildung sein. (VON GREYERZ 1922, S. 29)

Im gleichen Sinn äussert sich Georg Thüerer:

Nach landläufiger Auffassung ist die Mundart die Rede „wie einem der Schnabel gewachsen ist“, d. h. die lässige, unbekümmerte Sprechweise übereck, beim Löffeln aus gleicher Schüssel, oder über den Waschzuber gebeugt, während die Schriftsprache gleichsam in Achtungsstellung unter Aufgebot aller Geisteskräfte gesprochen wird, vom Schreiben ganz zu schweigen. Es ist indessen ein Zeichen innerer Unfreiheit, wenn man beim Blick auf das Verhältnis von Schriftsprache und Mundart glaubt, das eine Deutsch gegen das andere ausspielen zu müssen. Dies ist ebenso müssig wie die Frage, ob ein Meien Bauernnägli schöner sei als ein Gemälde erlesener Rosen. Nicht um einen Rangunterschied, sondern um einen Wesensunterschied handelt es sich. (THÜRER 1944, S. 8)

Wer Mundart schreibt, kann sich oben genannter Stereotype bedienen, etwa indem er in der Bauernsprache von bäuerlicher Arbeit oder vom Alpwesen schreibt. Wir nennen diese Einlösung des Stereotyps **Parallelismus**. Er kann aber auch gegen sie verstossen, etwa indem er in der Mundart eine Ode, eine Tragödie, ein Hexameterpos, ein philosophisches Gedicht oder konkrete Lyrik schreibt. Wir nennen diese Nichteinlösung des Stereotyps **Abweichung**. Obwohl die Abweichung das ästhetisch wirksamere Verfahren ist, halten fast alle Theoretiker die Parallelisierung für die dem Mundartschreiben einzig angemessene Technik.

4. Weil sich Angehörige einer diglossischen Sprachgemeinschaft bewusst und in freier Wahl entscheiden, entgegen der diglossischen Norm Mundart zu schreiben, ist die Akzeptanz des Mundartschrifttums abhängig vom Stellenwert des Dialekts in dieser Sprachgemeinschaft. Für je wertvoller der Dialekt gehalten wird und je beliebter er ist, desto attraktiver erscheint es auch, ihn zu schreiben und zu lesen, desto unangefochtener ist also der Wert des Mundartschrifttums. Albin Fringeli schreibt 1961:

Das Interesse für die heimatliche Literatur ist nicht immer gleich rege. In Zeiten, in denen nicht bloss unsere Eigenart, sondern auch unser Staat bedroht war, hat sich das ganze Volk mehr um seine Eigenheiten besonnen, als es heute der Fall ist.“ (zit. nach SCHWEIZER DIALEKTE 1965, S. 10)

Dass die Wertschätzung in für Dialekte „guten“ Zeiten zuweilen in Chauvinismus umschlagen kann, zeigt sich an extremen Verfechtern des Mundartschrifttums zur Zeit des zweiten Weltkriegs. Den Wert des Eigenen konnten sie nur hervorheben, indem sie das Fremde desavouierten:

Wämer s Züritütsch - und das gilt au von übrige schwyzertütsche Mundaarte - mit andere Spraachen und Dialäkten in Oüroopa umenand vrglycht, dänn mues me sääge: Es ischt na en usseroordentli rychi und uustrucksfëëgi Spraach - gägenüber z. B. em Änglische, wo scho fascht uf e neegerspraachlechi Primitivität abegsunken ischt. Drum verdienets es, das me spflägt und em Soorg hät; und es ischt drum au mee weder tumm, wänns z. B. Lüüt git, wo phaupted, d Bible ghööri nüd is Züritütsch und anderi Schwyzermundaarten überträit - nachdëm me se ooni Gwüssesbiss hät chöne i vil Tutzed lumpigi Neeger- und Insulaanersprööchli übersetze, und s au vil soginannti Schriftspraache git, won öise Mundaarte nüd s Wasser räiched. Aber so händs vil Schwyzer: Der äigi Rychtum gilt ene nüüt und de frömd Bättel ales. (BLATTER 1942, S. 25)

In das Mundartschrifttum sind mit seiner Sprachform verbundene Einstellungen, Wertungen, Urteile und Vorurteile also viel stärker eingeschrieben als in das standardsprachliche Schrifttum, denn die Mundart unterliegt als gegen die diglossische Norm geschriebene Sprache einem Legitimierungsdruck, die Standardsprache nicht.

5. Einstellungen gegenüber Sprachen oder Sprachformen wie Dialekte, Umgangssprachen und Soziolekte sind historisch und kulturell bedingt und unterliegen deshalb Veränderungen. Nicht immer schätzten Deutschschweizer und -schweizerinnen den Dialekt so positiv ein wie von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis heute. Im 18. Jahrhundert stand der Dialekt, das „Kalber-Teutsch“, „Kauderwälsch“ oder

die „elende Provinzialsprache“, zumindest bei Gebildeten, welche die Schweiz als Teil des deutschsprachigen Kulturraums betrachteten, nicht in hohem Ansehen. Der Engadiner Pfarrer Bansi entsetzte sich 1797 über „die grobe, beschwerliche, das Ohr beleidigende Aussprache“. Er vermutete als Ursache „eine Art von Nationalstolz und Sonderlingssucht“ und bemerkte:

Wahrlich, die gebildeten Schweizer können sich doch nicht einfallen lassen, dass man sich durch Übelklang unter den Völkern auszeichnen müsse. [...] Oder soll es Liebe zum Alten - Abneigung gegen Neues seyn? Auch das kann der gebildete Schweizer nicht denken. (zit. nach TRÜMPY 1955, S. 107)

Auch Ausländer, welche die deutsche Schweiz bereisten, äusserten sich oft abfällig über die von den Einheimischen gesprochenen Dialekte, die als pervertierte, vernachlässigte Formen der deutschen Sprache betrachtet wurden. So 1793 ein deutscher Anonymus:

Was soll man von der Geisteskultur eines Volkes halten, das seine Sprache in einem so vernachlässigten Zustande lässt? [...] Ein kleines Völklein [...], das die deutsche Sprache als seine Muttersprache anerkennt [...] und doch, in einem so aufgeklärten Zeitalter, mit Leib und Seele an einem so abscheulichen, ekelhaften Barbarismus kleben kann: fürwahr! Ein solches Völklein ist für den Philosophen eine sonderbare, rätselhafte Erscheinung. (zit. nach TRÜMPY 1955, S. 107)

Zahlreich sind die Zeugnisse von deutschen Schweizreisenden, in denen berichtet wird, dass sich Deutschschweizer im Umgang mit Deutschen lieber des Französischen bedienten, weil sie sich ihrer Sprache schämten. 1783 schreibt Hirschfeld über seine zweite Schweizerreise:

Manche Schweitzer, besonders die Berner, reden nicht gern mit einem Deutschen deutsch, ausser beym längern Umgang oder genauern Bekantschaft; sie bedienen sich fast immer gegen einen Fremden der französischen Sprache. (zit. nach TRÜMPY 1955, S. 103)

Diese Situation änderte sich erst, als nach der Mitte des 19. Jahrhunderts die Schweiz zum Wirtschaftsraum mit einheitlichen Massen und Gewichten und einheitlicher Währung wurde und damit eine rasante wirtschaftliche Entwicklung mit erhöhter Mobilität und der Modernisierung der Städte einsetzte. Zudem begann sich das Standarddeutsche als Schulsprache durchzusetzen. Der Verfall der alten,

bäuerlich-handwerklich-kleinstädtischen Welt weckte die Angst vor dem Verlust altüberlieferter Kultur- und Lebensformen, die nun plötzlich schützenswert erschienen. Im 1862 erschienenen „Aufruf betreffend Sammlung eines Schweizerischen Wörterbuchs“ von Friedrich Staub kommt diese Angst vor den Veränderungen, das Nagen des Zahns der fortschreitenden Zeit, deutlich zum Ausdruck:

Unendlich rascher und verderblicher, aber ebenso unwiederbringlich wie am Gestein unserer Gebirge nagt ihr Zahn an unserem idealen Eigen. Dahin schwimmen heimische Sitten und mit ihnen heimischer Sinn, die alten Bräuche und mit ihnen althergebrachter Glaube; es wollen die Trachten und die treue Anhänglichkeit an die Art der Alvordern aufhören, unsere Auszeichnung zu sein. Aber auf keinem Boden schleicht das Verderbniss so heimlich und darum so sicher, wie auf dem unserer Mundarten. (zit. nach HAAS 1981, S. 19)

Der Bauer erhielt in diesem Weltbild den Vorzug vor dem Städter, das Land vor der Stadt, das Schweizerische vor dem Fremden und der Dialekt, den auch die neu sich etablierende historische Sprachwissenschaft als Urform des Deutschen hoch schätzte, vor dem Hochdeutschen. In dieser Phase erwachte die Deutschschweizer Mundartliteratur nach der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert zu einer ersten Blüte. Noch 1924 bezeichnet Otto von Greyerz in seiner Mundartliteraturgeschichte das Altererbe als das Kernthema der Mundartliteratur:

Begreiflicherweise wird das Bauerntum bevorzugt; nicht weil die Dichter zum Bauernstande gehörten, was auch vorkommt, sondern weil hier die reinste und älteste Mundart zu finden ist und weil der mit der Scholle verwachsene Bauer den Stammescharakter am treuesten bewahrt. (VON GREYERZ 1924, S. 7)

Weil die Industrie vor allem in der Ostschweiz viele deutsche Kaderleute beschäftigte, wuchs die Angst vor einer deutschen „Kolonisierung“. Der deutsche Kolonistator ist im ersten Kapitel von Kurt Guggenheims Roman „Alles in Allem“ aus dem Jahr 1952 in der Person des Industriellen Meng bildhaft dargestellt. Über Meng, der in seinem Zürcher Büro eine kleine gerahmte Fotografie aus der deutschen Kolonie in Afrika betrachtet, heisst es:

Weiss uniformierte Gestalten, die Hand am Tropenhelm, grüssten mit durchgedrückten Knien das deutsche Hoheitszeichen. Auch er, Meng, Teilhaber der Installationsfirma, war stramm wie jene

Männer und Jungens in Togo und Kamerun, auf einem Vorposten unter der Brustwehr des Reiches.
(GUGGENHEIM 1996, S. 16)

Einzelne Wissenschaftler sagten deshalb voraus, dass das Hochdeutsche in den Städten die Dialekte in absehbarer Zeit verdrängen werde (vgl. TAPPOLET 1901). Um die Dialekte zu erhalten und zu schützen, nahm sie die 1905 gegründete Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz in die Liste schützenswerter Güter auf. Viele Mundartautoren (z. B. von Geyerz, Gfeller u. a) dieser Zeit waren der Meinung, Mundartliteratur habe auch heimatschützerische Pflichten zu erfüllen. Während des Ersten und vor allem während des Zweiten Weltkriegs verstärkte sich das Ansehen der Mundarten und des Mundartschrifttums, weil erstere als hörbare Abgrenzung von allen reichsdeutschen Anmassungen galten und letztere die Idee der Geistigen Landesverteidigung mitprägte und mittrug. „Schwyzer läset Schwyzertütsch!“ war ein Slogan jener Zeit. Als hörbarer Ausdruck einer Abwehrhaltung genossen die Dialekte für kurze Zeit auch die Wertschätzung der Romands, welche sie sonst eher negativ beurteilten und beurteilen (vgl. AMSTUTZ 1996, S. 152 ff.). Als sich nach dem Zweiten Weltkrieg die Sprechkultur mit dem Telefon und den elektronischen Massenmedien Radio und Fernsehen, sowie mit elektronischen Tonträgern kräftig entwickelte, stärkte das die Sprechsprache der Deutschschweizer, also die Dialekte, und nicht das Standarddeutsche, das auch in verschiedenen öffentlichen Kommunikationssituationen in Bedrängnis geriet (vgl. SCHWARZENBACH 1969). In der Zeit des antiautoritären Aufbruchs, der Bürger- und Regionalismusbewegungen nach 1968 erlangten Mundarten und Mundartliteraturen für kurze Zeit internationale Anerkennung als gegen Autoritäten und Machträger aller Art gerichtete Protestsprachen von unten bzw. als emanzipative Regionalliteraturen. Heute, im Zeitalter von Globalisierung und weltweiter elektronischer Vernetzung, erfüllen Mundarten, wie alle anderen Kleinsprachen auch, mehr und mehr die Funktion von Nischensprachen im Sprachkonzert weltumspannender Wirtschafts-, Kultur- und Medienmärkte und die Mundartliteraturen fristen ein Randdasein.

6. Weil Dialekte als vorwiegend gesprochene Sprachformen einem rascheren Wandlungsprozess unterworfen sind als Schriftsprachen und weil wir diesen Wandlungsprozess mehrheitlich als Sprachzerfall interpretieren (vgl. MAURIS 1985), wird

Mundart häufig mit sprachpflegerischer und sprachbewahrender Absicht geschrieben. An die mit dem Schreiben bewahrte Mundart knüpft sich seit Beginn des Mundart-schrifttums eine rückwärtsgewandte Heimatverbundenheit, die das ländliche und kleinstädtische Herkommen gegen den städtischen Internationalismus der Neuzeit verteidigt. Diese Haltung äussert sich nicht selten in einer Wertopposition zum standardsprachlichen Schrifttum:

Die Mundart ist konservativ in ihrem Festhalten an den altbewährten einfachen Kunstformen der lyrischen, epischen und dramatischen Dichtung; in ihrer Unbekümmertheit um die von Geschlecht zu Geschlecht wechselnden Kunstlehren; in ihrem Widerstand gegen die Modeströmungen und entartenden Einflüsse der Literatenliteratur. Von all den Schulen und Richtungen, die sich von der Romantik bis zum künstlerischen Nihilismus der Nachkriegszeit abgelöst haben, hat sie keine einzige mitgemacht. Ihr Realismus ist altüberliefert und eingefleischt, nicht angenommen. (VON GREYERZ 1924, S. 9)

Noch im Jahr 1962 rief Georg Thüerer im Nachwort seiner Mundartliteraturanthologie „Holderbluescht“ den Beistand der Mundart an gegen eine, wie er meinte, Verarmung einer regional oder lokal unbehausten Kultur in (hoch)deutscher Sprache:

Wir leben in einer Zeitströmung, in welcher die meisten Leute das Eigenständige abschätzen und die Allerweltskultur anhimmeln. Die grosse Mehrzahl der Schriftsteller versucht, alles zu tilgen, was in Stoff oder Wortwahl an die Herkunft erinnern könnte. ‘Verfremden’ ist bezeichnenderweise das Modewort vieler geworden, während sich alte Meister von Albrecht Dürer bis Johann Peter Hebel redlich Mühe gaben, das Fremde heimzuholen, z. B. biblisches Geschehen in Bild und Wort in der Landschaft ihres Lebens anzusiedeln. So wenig als wir im Zurückdrängen der Eigenarten der einzelnen Völker einen Gewinn für die europäische Kultur zu sehen vermögen, so sehr bedauern wir die Verarmung der Kultur in deutscher Sprache, wenn sich die Verfasser von Wien bis Strassburg und von Berlin bis Bern bemühen, in Fabel und Stil möglichst ähnliche Werke hervorzubringen. Daher rufen wir den Beistand der gesunden Mundart an, welche noch einen lebenskräftigen Vorrat an Eigenart hütet und spendet. (THÜRER 1962, S. 313)

Schweizerdeutsch ist keine einheitliche Sprache. Das Wort ist ein Sammelbegriff für die vielfältigen, im Raum der deutschen Schweiz gesprochenen Dialekte bzw. Mundarten. Sie sind, ausser der bairisch-österreichischen Mundart der Samnauner, Varianten des Alemannischen, das auch im Elsass, in Südbaden, im Vorarlberg, in Liechtenstein, in der Tessiner Walsergemeinde Bosco Gurin und in den norditalienischen Walsertalorten gesprochen wird. In der Stadt Basel spricht man traditionell Niederalemannisch, in allen übrigen Deutschschweizer Dialektregionen Hoch- oder Höchst-

alemannisch. Kein einziges Dialektmerkmal ist im ganzen Raum der deutschen Schweiz, und nur in ihm, verbreitet. Viele Dialektmerkmale haben die Dialekte der deutschen Schweiz mit denjenigen ihrer alemannischen Nachbarn gemein; andere gelten nur für Teile unseres Sprachgebiets.

Die starke Parzellierung des Schweizerdeutschen, welche besonders im zerklüfteten Alpenraum kleinräumig ist, splittert auch das schweizerdeutsche Mundartschrifttum in unzählige einzeldialekt-gebundene Schrifttümer auf. Die Mundartautoren und -autorinnen schreiben Basel-, Zürich- Bern-, Walliserdeutsch usw. Wie problematisch diese Einteilung nach Kantonen ist, zeigt sich am Beispiel des Kantons Bern. Berndeutsch spricht und schreibt man im landläufigen Sinn zwischen Jurasüdfuss und Thun. Selbst innerhalb dieses Gebietes weichen die Seeländer, Guggisberger und Oberemmentaler Varianten mehr oder weniger auffällig von der um die Stadt Bern gesprochenen hochalemannischen Landmundart und von der Stadtmundart ab. Die höchstalemannischen Mundarten des Berner Oberlandes sind hingegen selbst für Stadtberner häufig schwerer verständlich. Die Autoren und Autorinnen aus diesem Gebiet schreiben deshalb nicht berndeutsch, sondern, je nach Ort oder Talschaft, Briener, Haslitaler, Frutigtaler, Grindelwaldner oder Simmentaler Deutsch.

Der Kanton Bern ist kein Einzelfall. Im Kanton Zürich unterscheiden sich Weinländer, Stadtzürcher und Zürcher Oberländer sprachlich, im Kanton Luzern Entlebucher, Hinterländer, Gäuer und Seetaler, im Kanton Schaffhausen Städter, Klettgauer, Reiaiter und die Bewohner des oberen Kantonsteils. Im stark parzellierten St. Galler Rheintal hat fast jeder Ort seinen markant eigenen Dialekt, wie z. B. Balgach, Diepoldsau und Altstätten.

Diese traditionelle, heute nicht selten sich auflösende Bindung an eine Region, einen Kleinraum oder einen Ort betrifft nicht nur die Mundartautoren, auch Mundartleser interessieren sich meistens nur für das Schrifttum, welches in „ihrem“ Dialekt geschrieben ist, obwohl das Hörverständnis der Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen in der Regel viele Dialekte umfasst und z. B. Berner Mundartrock, die Lieder der Walliser Sängerin Sina, die Songs des Basler Rappers Black Tiger und Mundarterzählungen aus allen möglichen Regionen in der Mundartsendung „Schnabelweid“ auf Schweizer Radio DRS1 in der ganzen deutschen Schweiz gern gehört werden. Georg Thürer schreibt über die Schwierigkeiten mit geschriebener Mundart:

Die Mundartdichter sind keine Seltenheit, aber nur wunderselten bricht ihr Werk den Bann des Kantons. Eher würde ein Löwe von den Mutzen des Bärengrabens aufgenommen als ein Zürcher Mundartdichter Ehrenbürger zu Bern. Die Ostschweizer, welche ein Gedicht von Traugott Meyer aus dem Baselland oder gar von Fritz Liebrich aus Baselstadt auswendig hersagen könnten, wären wohl an einer Hand zu zählen, als ob der Jura ein Sprachdamm wäre. (THÜRER 1944, S. 42)

Die Einschränkung des potentiellen Leserkreises ist für die im nördlichen Mittelland und Jura nur schwer lesbaren und meist auch schwerer verständlichen alpinen Dialekte besonders gross. Nicht selten übt ein kleiner, heimischer Leserkreis eine starke Präventivzensur auf der Basis des Althergebrachten und Traditionellen aus, welcher sich Autor und Autorin, wollen sie überhaupt gelesen werden, beugen müssen. Erneuerungen sind unter solchen Umständen nur sehr schwer durchsetzbar. Dennoch vermochten und vermögen sich Einzelne immer wieder zu behaupten und gegen festgefahrene Erwartungen Neues, im wörtlichen Sinn Unerhörtes, zu stellen.

Die Mundarten des nördlichen, nichtalpinen Gebiets sind in dieser Hinsicht weniger benachteiligt. Viele von ihnen verfügen über mehr Sprecher und Sprecherinnen und die gegenseitige Verständlichkeit ist weitgehend gewährt. Basel, Bern und Zürich sind städtische Zentren mit nicht nur grosser wirtschaftlicher, sondern auch grosser sprachlicher Strahlkraft, welche Pendlerströme aus grossen Einzugsgebieten anziehen. Dementsprechend sind das Basel-, Bern- und Zürichdeutsche dominante Mundarten, auch in den öffentlich-rechtlichen elektronischen Medien. Ein Gegengewicht zu dieser Dominanz bilden seit 1983 viele private Radio- und Fernsehstationen mit kleinstädtischen und ländlichen Einzugsgebieten.

Dabei spielt der jeweils örtliche Dialekt eine wesentliche Rolle. Für Matthias Lauterburg, vor zehn Jahren Mitbegründer des Berner Lokalradios „ExtraB“ und später Betreuer verschiedener Lokalradios unmittelbar vor und unmittelbar nach Sendebeginn, ist diese sprachliche Komponente einer der wesentlichen Punkte für die Identifikation des Publikums mit „seinem“ Radio. (U. HOBI 1993, S.3)

Einzelne Mundartautoren aus der nördlichen Deutschschweiz werden nicht nur in ihrer Sprachregion gelesen. Der in der ganzen Deutschschweiz bekannte Solothurner Mundartautor Ernst Burren (*1944) schreibt seine Mundart deshalb in einer leicht lesbaren Schreibung und kennzeichnet seine Publikationen ganz allgemein als Mundartgedichte, -geschichten oder -erzählungen ohne regionale Kennzeichnung. Wie ungünstig sich jedoch die Zugehörigkeit zu einer „kleinen“ Randmundart auch in der

nördlichen Deutschschweiz auswirken kann, zeigt das Beispiel des Klettgauers Albert Bächtold (1891-1981), der als bedeutendster Autor von Mundartromanen neben dem Berner Rudolf von Tavel (1866-1934) ausserhalb der Nordostschweiz nie die ihm gebührende Anerkennung gefunden hat.

Der Name Rudolf von Tavel weist auf den Sonderfall Bern. Das Berner Mundart-schrifttum ist ausserordentlich breit und vielfältig und wirkt seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts über die Kantons- und bisweilen sogar über die Landesgrenzen hinaus. Bereits 1932 schrieb Fritz Utz im Aufsatz „Was der Deutschschweizer liest“:

Die Berner marschieren in der Mundartliteratur unentwegt an der Spitze. (UTZ 1932, S. 116)

Fanden in der ersten Jahrhunderthälfte die Romane und Erzählungen von Tavel und Simon Gfellers (1868-1943) weit über den Kanton Bern hinaus Beachtung, so waren es in den fünfziger Jahren Ernst Balzlis (1902-1959) berndeutsche Hörspieldramatisierungen von Gotthelfs Romanen, welche die Deutschschweizer vor das Radio lockten und buchstäblich die Strassen leer fegten. In den sechziger und siebziger Jahren folgte der Triumphzug des Berner Mundartchansons der Troubadoure Mani Matter, Ruedi Krebs, Jakob Stickelberger, Bernhard Stirnemann, Markus Traber und Fritz Widmer durch die Konzertsäle und Kleintheater der deutschen Schweiz. Wie beim Mundartchanson ging auch beim Mundartrock der entscheidende Impuls von Bern aus, mit Polo Hofer und den Rumpelstilzen, und Bern ist bis heute führend geblieben mit Gruppen und Interpreten wie Span, Züri West, Patent Ochsner, Natacha und Gölä. In der Mundartliteratur verhalfen in den späten 1960er Jahren die Berner Kurt Marti (*1921) und Ernst Eggimann (*1936) dem modernen, zum Teil wortspielerischen Mundartgedicht zu einem Ansehen, wie es in Österreich den Mundarttexten der Wiener Gruppe um H. C. Artmann (1921-2000) und Gerhard Rühm zukam. 1998 und 2002 schrieb die Bäuerin Hanni Salvisberg mit den Erzählbänden „Bach- u Wöschtag“ und „Züpfe u Suppe“ Bestseller mit einer Gesamtauflage von über 80'000 Exemplaren. Berndeutsch gilt deshalb vielen Schweizern - auch Nichtbernern - als *die* Literaturmundart.

Obwohl z. B. mit der Gruppe Stiller Has, dem Rapper greis und dem Autor Guy Krneta auch in jüngster Zeit viele wichtige Impulse aus der Berner Mundartszene kommen, ist die Vorreiterrolle Berns heute weniger auffällig. Interpreten und Gruppen wie die Walliserin Sina, der Bündner Linard Bardill, der Obwaldner Luke Gasser und

die Gruppe Rään aus dem Freiburger Sensebezirk sind prominent und im Mundarttrap, der vom Basler Black Tiger ausging, ist die Sprache weniger orts- als szenengebunden. In der Mundartliteratur geben Erzähler wie der Altstätter Ueli Bietenhader, der Wolfhaldener Peter Eggenberger, der Sarganser Hans Bernhard Hobi und der Oberwinterthurer Richard Ehrensperger der östlichen Deutschschweiz wieder ein grösseres Gewicht.

2. Mundart als geschriebene Sprache

In der deutschen Schweiz werden die Mundarten, wie es die Bezeichnung ausdrückt, vor allem gesprochen. Damit unterscheiden sie sich im Anwendungsbereich von der Standardsprache, welche vor allem geschrieben und deshalb in den Mundarten Schriftdeutsch genannt wird. Dass Mundarten, entgegen der diglossischen Norm im privaten Bereich, in der Werbung, im Mundartschrifttum und in Skripten für Sprech- oder Liedtexte auch geschrieben werden, ist in einer diglossischen Sprachgemeinschaft nicht selbstverständlich, sondern wirft Fragen auf: Kann geschriebene Mundart überhaupt noch als Mundart bezeichnet werden? Wie werden Mundarten geschrieben, ist doch ihre Schreibung, im Gegensatz zur Schreibung des Hochdeutschen, nicht verbindlich normiert? Welches sind die Hauptprobleme des Mundartschreibens? Gibt es Kriterien zur Bewertung von geschriebener Mundart? Auf diese Fragen soll im folgenden eingegangen werden.

2.1 Ist geschriebene Mundart noch Mundart?

Jede natürliche Sprache kann gesprochen, jede kann geschrieben werden; es gibt keine wesenhaft mündliche und keine wesenhaft schriftliche Sprache. Ob eine Sprache gesprochen oder geschrieben wird, betrifft vor allem ihre Gebrauchsform und ihr Prestige, nicht aber die Sprache an sich. Allerdings setzt mit der Verschriftlichung einer Sprache oder Sprachform eine grammatische Reflexion ein, die in primärer Oralität nicht zu beobachten ist (ONG 1987, Kap. IV, GOODY 2000, Kap. 8).

Die neuhochdeutsche Standardsprache ist aufgrund ihrer historischen Entwicklung insofern eine Schriftsprache, als die Entwicklung zum Neuhochdeutschen aus früheren, regional gebundenen Sprachformen anfänglich ausschliesslich im Bereich der Schriftlichkeit stattfand. Es gab in der frühen Neuzeit zu wenig Kommunikationssituationen, die überregional verständliche mündliche Volkssprachformen nötig ge-

macht hätten; Vertreter von Herrschern, Kleriker und Wissenschaftler sprachen, wenn nötig, Latein. Die Schriftlichkeit zeigte bis zum Frühneuhochdeutschen, trotz der immer vorhandenen Schreibtraditionen, stets auch Reflexe der gesprochenen Sprache. Gesprochene Sprache heisst bis ins 19. Jahrhundert hinein in der Regel: Dialekt.

Der Einigungsvorgang zum Neuhochdeutschen stellt einen Auswahlvorgang dar, in dem weniger regional gebundene Sprachformen bevorzugt werden; umgekehrt wird alles gemieden, was in der Tendenz regional ist, was in entfernteren Gegenden nicht mehr verstanden wird. Auf diese Weise näherten sich die Schreibformen, insbesondere im Bereich der in Büchern gedruckten Sprache, in einer Jahrhunderte dauernden Entwicklung immer mehr dem an, was wir heute neuhochdeutsche Schriftsprache nennen, der kodifizierten Standardsprache. Das Neuhochdeutsche wurde vor allem mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht seit dem 19. Jahrhundert auch zur gesprochenen Standardsprache (vgl. KÖNIG 1994, S.91). Richard Baum entwirft für die Standardsprache folgendes Porträt:

Sie verfügt über ein spezifisches *Funktionsrepertoire*, erfreut sich in der Sprachgemeinschaft eines besonderen *Prestiges*, ist Träger und Vermittler einer *literarischen Tradition*, bedarf der *systematischen Erlernung*, besitzt einen hohen Grad von *Stabilität* und weist schliesslich *Besonderheiten* im Bereich von *Grammatik*, *Wortschatz* und *Aussprache* auf. (BAUM 1987, S. 52; Hervorhebungen im Originaltext)

Die Mundarten sind aufgrund ihrer historischen Entwicklung insofern gesprochene Sprachen, als die Entwicklung zu den heutigen Mundarten aus früheren, regional gebundenen Sprachformen primär im Bereich der Mündlichkeit stattfand. Deshalb blieb bei unseren heutigen Dialekten und Umgangssprachen in ihren lokalen Ausdifferenzierungen die regionale Bindung erhalten. Deshalb machten die alemannischen Dialekte der deutschen Schweiz Entwicklungen der hochdeutschen Schriftsprache nicht mit, z. B. die neuhochdeutsche Diphthongierung (*Iis*, *Muus* und *Hüüser* zu *Eis*, *Maus* und *Häuser*) und die neuhochdeutsche Monophthongierung (*schiesse* mit Diphthong, *Fuess* und *süess* zu *schiesse* mit Monophthong, *Fuss* und *süss*). Dialekte werden nur im vergleichsweise kleinen Bereich des Mundartschrifttums geschrieben. Zwischen der spontan, meist dialogisch gesprochenen und der geschriebenen Sprachform sind charakteristische Unterschiede feststellbar. Beide Sprachformen weisen

Eigenschaften auf, die für sie spezifisch sind und in der jeweils anderen Sprachform keine Entsprechungen haben oder dort durch andere, funktional mehr oder weniger entsprechende Mittel ausdrückbar sind. Weiterhin unterscheiden sich die beiden Sprachformen durch auffällige Unterschiede in der Frequenz bestimmter Strukturmuster. Die geschriebene Sprachform ist weitgehend dekontextualisiert, denn der Adressat ist in der Schreibsituation nicht anwesend, weshalb der Schreibende alles explizieren muss, was in der mündlichen face-to-face-Kommunikation dem Kontext entnommen werden kann. Eine weitere Eigenart der geschriebenen Sprachform besteht darin, dass bei der Herstellung im Prinzip beliebig viele Redaktionen, Korrekturen und Modifikationen des entstehenden Schriftprodukts erlaubt sind, die strikte zeitliche Linearität des Gesprochenen also aufgehoben ist: erst der fertige Text ist das dem Adressaten zugängliche Schriftprodukt, und er sieht ihm seinen Entstehungsprozess in der Regel nicht an.

Gesprochene Sprache ist als spontaner Ausdruck gekennzeichnet durch abgebrochene Sätze (Anakoluthen), verkürzte Sätze (Ellipsen), Einschübe (Parenthesen), reedeinleitende Partikeln, Hauptsatzkonstruktionen mit reihenden und- bzw. und-dann-Verbindungen sowie Wiederholungen.

Geschriebene Sprache bleibt längere Zeit erhalten und kann wiederholt gelesen werden; gesprochene Sprache ver klingt im Moment ihres Entstehens. In dialogischen Sprechsituationen ist das Sprechen in den unmittelbaren Kommunikationskontext eingebettet, Gestik, Mimik, Körperhaltung, Stimm- und Tonlage, fließendes oder gehemmtetes Sprechen sind interpretierbar und nicht Verstandenes kann erfragt werden; geschriebene Texte sagen, eingeschränkt auf das, was da steht, stets dasselbe.

Obwohl die genannten Unterschiede für die gesprochene und die geschriebene Form jeder Sprache gelten, also unabhängig von der jeweiligen Sprachform durch die Bereiche Mündlichkeit und Schriftlichkeit gegeben sind (vgl. SIEBER 1986), wird zum Teil bis in die jüngste Zeit das Schreiben von Mundart als Verstoß gegen ihr Wesen begriffen:

Auch die Mundart kann zwar geschrieben werden, aber es läuft dies eben doch mehr oder weniger ihrem Wesen zuwider. (HENZEN 1954, S.37)

Viel schärfer formuliert Walter Schenker:

Dialekt [hat] da, wo er geschrieben wird, nicht mehr als Dialekt zu gelten. Wo also Dialekt in Literatur auftaucht, ist er grundsätzlich als lediglich simulierter Dialekt zu begreifen. (SCHENKER 1977, S. 36)

Wem fiel es ein zu behaupten, das Neuhochdeutsche sei dort, wo es gesprochen werde, grundsätzlich als lediglich simuliertes Neuhochdeutsch zu begreifen? Und doch müsste man, Schenker folgend, so argumentieren, erhöbe man die Tatsache, dass sich die Standardsprache in der Schrift entwickelte, zur Definition ihres Wesens und gäbe ihr nur als Schriftsprache ihr volles Recht. Wie Schenker definiert auch der Linguist Heinrich Löffler Dialekt als wesensmässig mündliche Sprachform:

Dialekt ist [...] von seiner Definition her gesprochene Sprache. Geschriebene Dialektdichtung als intellektuelle Kunstform ist eine Sonderform der Literatursprache und nicht Dialekt im eigentlichen Sinne. (LÖFFLER 1980, S. 49)

Tatsache ist, dass sich innerhalb der Mundart nicht über Jahrhunderte eine eigenständige Schreibform und ein eigenständiger Schreibstil entwickelt haben. Die Folie, auf der jede Mundart verschriftlicht wird, ist die Grammatik der geschriebenen Standardsprache. Henzen bezeichnet diesen Sachverhalt als schriftsprachliche Eingebung und erläutert:

Die Schriftsteller, die es unternehmen Mundart zu schreiben, sind alle ans Schriftspracheschreiben gewöhnt. Sehr viele sind es überdies gewohnt, in der Schriftsprache zu denken. [...] Wenn dann ein Schriftsteller zur Feder greift, um Mundart zu schreiben, entsteht für ihn leicht die zweite Schwierigkeit mit der Frage: Wie schreibe ich die Mundart? Schon der Umstand, dass er sich zur Aufzeichnung der Mundart der schriftsprachlichen Zeichen bedienen muss, beweist, dass die Schriftsprache in der ganzen Angelegenheit die Führung hat. [...] Daher ist die Sprache der Mundartdichtung so oft keine reelle Mundart, sondern eine konstruierte, wirklichkeitsfremde Papiermundart (HENZEN 1954, S. 185 f.)

Henzen sei insofern widersprochen, als nicht die Lautschreibung das Hauptgewicht der schriftsprachlichen Eingebung trägt, sondern das Vokabular sowie die Teilsatz- und Satzmuster der geschriebenen Standardsprache.

Wer Mundart schreibt, sollte über eine fundierte Kenntnis der Mundartgrammatik verfügen. Weil sie nicht in der Schule vermittelt wird, muss sie der oder die Schreibende selbst erwerben und beim Schreiben bewusst gegen die schriftsprachliche Eingebung anwenden. Obwohl für verschiedene Regionen Mundartgrammatiken vorliegen, ist die Mundartgrammatikkenntnis von Autoren und Autorinnen sehr unter-

schiedlich. Dies hat zur Folge, dass Mundarttexte unterschiedlich stark geprägt sind von grammatischen Mustern der geschriebenen Standardsprache. Da die Mundartgrammatik jedoch, vor allem seit der Mitte des letzten Jahrhunderts, immer mehr standardsprachliche Strukturen und Formen übernimmt, ist die Frage, ob eine Formulierung mundartlich oder standardsprachlich ist, in vielen Fällen eine Ermessensfrage.

Dasselbe gilt für den Wortschatz. Ein grosser Teil des traditionellen Mundartwortschatzes, der aus einer ländlich-bäuerlichen und kleinstädtischen Welt stammt, ist veraltet oder bereits ausgestorben. Dagegen haben die Mundarten als die in der deutschen Schweiz dominanten Sprechsprachen ihr Vokabular so erweitern müssen, dass sich mit ihnen in der modernen Welt problemlos sprachlich handeln lässt. Bei diesem immer internationaler werdenden Vokabular handelt es sich meist um eingelauteete standardsprachliche Wörter und um Entlehnungen aus dem Englischen.

Abschliessend noch ein Wort zu Löfflers Behauptung, Dialekt sei von seiner Definition her gesprochene Sprache. Sie ist geprägt vom speziellen Interesse des Dialektologen, das primär auf den gesprochenen Laut sowie auf die mündliche Gestaltung der Rede gerichtet ist. Dialektologen neigen deshalb dazu, den geringen Nutzen, den geschriebener Dialekt für sie hat, umzudeuten als Defizienz des geschriebenen Dialekts an sich. Was hier als Dialekt und als „nicht Dialekt im eigentlichen Sinn“ einander gegenübergestellt wird, sind Rede und Schrift bzw. Rede und Text. Zur Rede, d. h. der mündlichen face-to-face-Kommunikation, bemerkt Christian Stetter:

In keiner Weise tritt auf dieser Ebene unmittelbarer oraler Kommunikation Textualität als eine irgendwie fassbare Eigenschaft auf. Weder syntaktische Wohlgeformtheit noch semantische Konsistenz erscheinen hier als der Rede zuzuschreibende Bedingungen des Gelingens von Äusserungen. Syntaktische Wohlgeformtheit ist einerseits nicht notwendig, andererseits auch nicht hinreichend für das Gelingen der betreffenden, im unmittelbaren Vernehmen sich vollziehenden Handlung. Phänomene wie Anakoluthe, Ellipsen, die Wiederaufnahme von Satzteilen, Wortwiederholungen, Versprecher werden hier oft nicht einmal wahrgenommen. Bisweilen sind sie geradezu konstitutiv für die Verständigung. Häufig sind etwa die vom Grammatiker sogenannten Anakoluthe durch Blickkontakte motiviert. Das „korrekte“ Vollenden des Satzes würde die Kommunikation eher stören. Wortwiederholungen fördern oft das Verständnis eines mündlichen Vortrags eher als dass sie es behindern usw. (STETTER 1999, S. 36)

Der Philosoph, Kommunikationswissenschaftler und Kunstkritiker Vilém Flusser sagt es so:

Geschrieben wird nicht die gesprochene, sondern eine eigens für das Schreiben „wohltemperierte“ Sprache. (FLUSSER 1997, S. 56)

Was geschriebener Mundart als Mangel vorgeworfen wird, sind also die in der Schrift nicht realisierten Merkmale des Mündlichen. Dieser Vorwurf könnte vice versa als Fehlen der Merkmale des Schriftlichen gegen das gesprochene Neuhochdeutsche erhoben werden und ist deshalb absurd.

Wer heute Mundart schreibt, arbeitet im Bereich schriftlich realisierter Mundart und damit im Bereich verschriftlichter Sprache. Das Mundartschreiben hat eine beachtliche Tradition. Weder schreibt, wer Mundart schreibt, gegen das Wesen dieser Mundart, noch beraubt er sie ihrer Würde und Natürlichkeit. Er nimmt damit nur eine Freiheit wahr, die mit jeder Sprachform gegeben ist - die Freiheit, sie nicht nur zu sprechen, sondern auch zu schreiben.

2.2 Mundartschreibungen

Beim Schreiben von Mundart sind ganz spezifische Probleme zu lösen, die sich bei jeder Verschriftlichung einer bisher ungeschriebenen bzw. einer nicht nach allgemein verbindlichen Normen verschriftlichten Sprache stellen. Diese Probleme werden dadurch erhöht, dass das Schreiben von Mundart nicht durch die Schule gelehrt wird. Da verbindliche Normen für die Orthografie fehlen, geht jede Mundartschreibung zwar von der Orthografie der zuständigen Schriftsprache aus, zugleich ermöglicht die Unverbindlichkeit, wird sie als Freiheit und nicht als Nachteil empfunden, aber spielerische und individuelle Lösungen (vgl. LÖTSCHER 1989).

Jede Verschriftlichung ist Normalisierung im Sinne einer Auswahl aus dem grossen Variantenreichtum der gesprochenen Sprache. Je nach den angewandten Auswahlkriterien kann die geschriebene Form ein und derselben Mundart ganz verschieden aussehen (vgl. HAAS 1983, S. 1642). Das von Laien nicht selten gehörte Urteil, diese oder jener könne seine Mundart nicht richtig schreiben, beruht deshalb auf der falschen Annahme, dass eine verbindliche Schreibkonvention existiert.

Beim Schreiben von Mundarten stehen verschiedene Interessen in einem unauflösbaren Gegensatz.

a) Das dokumentarische Interesse, das von Dialektologie und Volkskunde gefördert wird, zielt auf grösstmögliche lautliche Nähe der geschriebenen Mundart zum un-

verfälschten mündlichen Ausdruck. Für wissenschaftliche Zwecke wurden möglichst lautgetreue phonetische Schreibungen entwickelt (z. B. IPA 1999). Da diese jedoch für Laien viel zu kompliziert sind, ist sein Ideal für den allgemeinen Gebrauch eine vereinheitlichte, in sich konsequente und kohärente, lautnahe Schreibung, die mit normalen Schriftzeichen geschrieben werden kann. Vom Standardsprachlichen abweichende Wortbilder und die damit verbundene erschwerte Lesbarkeit werden dabei in Kauf genommen.

Eugen Dieth, von 1927 bis 1956 Professor für englische Sprachwissenschaft, Altnordisch und Phonetik an der Universität Zürich, entwickelte kurz vor dem Zweiten Weltkrieg Regeln für eine lautnahe Mundartschreibung. Radikal ist diese Schreibung vor allem in der schriftlichen Realisation kurzer und langer Vokale, welche oft zu ungewohnten Wortbildern führt: Kurze Vokale werden einfach geschrieben, lange doppelt, auf alle anderen Längekennzeichnungen wird verzichtet (also berndt. *Vater, grabe, wone, lige* versus *Doorf, Graab, Uur, lüüchte*). In seinem Leitfaden „Schwyzertütschi Dialäktschrift“ von 1938 schrieb er:

Schreibe wie du sprichst, wie du es hörst und empfindest. Jeder Dialekt darf seine eigenen Wortbilder haben. Stosse dich nicht an Abweichungen vom gegenwärtigen standardsprachlichen Schriftbild. Das Schweizerdeutsche folgt seinen eigenen Gesetzen, und innerhalb dieses Rahmens gehen die einzelnen Dialekte ihren eigenen Weg. (DIETH²1986, S. 22)

Als Dieth seine „Dialäktschrift“ entwickelte, hatte die gegen den Nationalsozialismus gerichtete Besinnung auf die schweizerische Eigenart im Rahmen der Geistigen Landesverteidigung (vgl. GEISTIGE LANDESVERTEIDIGUNG 1998) einen hohen Stellenwert. Zum Bestand regional verankerter deutschschweizerischer Eigenart gehörten die Dialekte, mit welchen sich die Deutsch Sprechenden in der Schweiz sprachlich gegenüber den Reichsdeutschen abgrenzen konnten. Wer Dialekt spreche oder auch schreibe, bekenne sich zur Schweizer Heimat, so glaubte man. Dieth forderte im „Geistesarbeiter“ (1937, Heft 2), der Monatsschrift des Schweizerischen Schriftstellervereins, dass in Versammlungen, Sitzungen, Reden, in der Kirche, im häuslichen Gebet, vor Gericht, im Rundfunk, im Militär Schweizerdeutsch gesprochen werde, dass Geschlechts- und Strassennamen sowie Ladenschriften auch Schweizerdeutsch geschrieben werden sollten. Im Jahr 1938 forderte der Zürcher Emil Baer, der Gründer der „Schwizer Sproch-Biwegig“, gar die

Schaffung einer alemannischen Schriftsprache für die deutsche Schweiz (s. BAER 1938). Beide Vorschläge lösten eine heftige Kontroverse aus (vgl. SCHWEIZER-DEUTSCH UND HOCHDEUTSCH 1938), die zu einer Ablehnung von Baers Ansinnen und zu einem Bekenntnis zum Hochdeutschen und zu den Dialekten führte (vgl. AMSTUTZ 1996, S. 154 ff.). Allerdings, darüber waren sich die meisten einig, musste zum Schutz deutschschweizerischer Eigenart eine Vermischung der beiden Sprachformen vermieden werden. Dieth schrieb 1943:

Geben wir zu, dass unser Schwyzertütsch im Reichsdeutschen aufgehe, dann opfern wir einen wichtigen Kultur- und Volksfaktor. (DIETH 1943, S. 8)

Traugott Vogel formulierte im Vokabular der Zeit schärfer, was seiner Meinung nach mit dem Eigenwert der Mundarten verloren ginge:

Mit dem Fallenlassen unserer mundartlichen Eigenwerte in Wortschatz, Lautstand und Satzbau ginge altes Sprachgut und mit ihm viel hergebrachte und mit unserem Wesen verwachsene Sonderart dahin; auch unsere schweizerische Geisteshaltung hätte keine Möglichkeit mehr, sich artgemäss mitzuteilen, wenigstens nicht mehr sprachlich. (VOGEL 1944)

Da die Dieth-Schreibung auf Grund ihrer Konsequenz und inneren Kohärenz auch wissenschaftlich befriedigt, wird sie in der Deutschschweizer Dialektologie breit angewendet. Das nicht nur im Sprachatlas der deutschen Schweiz, sondern in allen neueren dialektologischen Publikationen auch überall dort, wo eine lautnahe Verschriftlichung von Dialekten genügt und nicht eine phonetisch getreue Lautwiedergabe gefordert ist.

Die wissenschaftliche Legitimation der Dieth-Schreibung darf insofern nicht unterschätzt werden, als zwischen wissenschaftlicher Dialektologie und Mundart-schrifttum in der deutschen Schweiz traditionell starke Bande bestehen, sei es über Personen, die in beiden Bereichen tätig sind, über den Einbezug von Laien in wissenschaftliche Projekte wie das Schweizerische Idiotikon oder das wissenschaftliche Interesse an der Dialektkultur überhaupt.

Eine Schlüsselrolle im Bestreben, die Dieth-Schreibung zum allgemein verbindlichen Standard zu erklären, spielte sicher Rudolf Trüb, der als Redaktor beim Schweizerischen Idiotikon und als leitender Redaktor des Sprachatlasses der deutschen Schweiz lange Jahre Obmann des „Bund Schwyzertütsch“ war, der sich

heute „Verein Schweizerdeutsch“ nennt. Über die vom „Verein Schweizerdeutsch“ betreute Reihe „Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen“ und über meist kurz gefasste Schreibanleitungen für einzelne Dialekte (vgl. DIETH² 1986, S. 17-19) wurde die Dieth-Schreibung auch für viele Mundartautoren und -autorinnen Grundlage ihrer Schreibearbeit.

„Dieth - der zürichdeutsche Duden“, schreibt der Zürcher Viktor Schobinger (SCHOBINGER 1993, S. 45) und Gustav Ritschard, der Autor des „Bödellitüütsch“-Wörterbuches, vertritt die nicht zutreffende Meinung, dass die Dieth-Schreibung „heute in der ganzen deutschen Schweiz für sprachlich-volkskundliche Publikationen und Mundartdichtung angewendet“ (RITSCHARD 1983, S. 7) werde.

Wie gross das Bestreben ist, die Dieth-Schreibung als einzig richtige Mundart-schreibung durchzusetzen, erfuhr die Bernerin Ruth Bietenhard. Sie entschloss sich, ihr „Berndeutsches Wörterbuch“ (1976) mit Blick auf das Berner Laienpublikum in der traditionellen Berner Schreibung zu verfassen und hatte damit grossen Erfolg. Das Buch liegt heute in der 7. Auflage vor. Weil sich Bietenhard gegen die Dieth-Schreibung entschieden hatte, weigerte sich der „Verein Schweizerdeutsch“ jedoch, das „Berndeutsche Wörterbuch“ in seine Reihe „Grammatiken und Wörterbücher des Schweizerdeutschen“ aufzunehmen.

Trotz aller Anstrengungen ist die Dieth-Schreibung also bis heute nicht allgemein verbindlicher Standard aller Mundartschreibenden geworden. So hält der Berner Liedermacher und Schriftsteller Fritz Widmer (* 1938) an der traditionellen standardnahen Berndeutschschreibung fest:

Es ist bedeutend einfacher, Hochdeutsch zu schreiben als Berndeutsch. Ein erster Grund ist die sogenannte Orthographie. Obschon ich die Vorzüge der Dieth'schen phonetischen Schreibung einsehe, hänge ich immer noch an einer dem vertrauteren Schriftbild des Hochdeutschen angenäherten Rechtschreibung. (WIDMER 1988, S. 6)

Auf Grund meiner jahrzehntelangen Erfahrung in und mit dem Bereich des Mundartschrifttums stelle ich heute fest, dass die in der Wissenschaft gängige und von vielen Mundartautoren und -autorinnen angewandte Dieth-Schreibung bei Mundartlesenden nie auf eine breite Akzeptanz gestossen ist. Zudem vermute ich, dass sie heute und in Zukunft von mundartlesenden Laien immer weniger geschätzt werden wird, da die Dialektlandschaft einen Teil ihrer ursprünglichen Vielfalt

einbüsst, immer mehr Sprecher und Sprecherinnen Mischmundarten sprechen, der Ruf nach der „reinen Mundart“ daher zunehmend verstummt, eine Abgrenzung gegen das Deutsche nicht mehr ein dominierendes Merkmal des Status unserer Mundarten ist und die überwiegene Mehrheit der Mundartlesenden für eine leichte Lesbarkeit geschriebener Mundart votiert.

Das Bild, das sich uns bietet, ist jedenfalls sehr komplex. Einerseits sind meist kleine Sprachgemeinschaften, die dem Mundartschreiben einen spracherhaltenden, das Sprachbewusstsein fördernden und vielleicht gar schon einen dokumentarischen Zweck einräumen, auf die Dieth-Schreibung „eingeschworen“, so zum Beispiel die Mundartschreibenden des Freiburger Sensebezirks, die Bündner Walser und einige St. Galler Rheintaler Sprachgemeinschaften. Andererseits haben sich viele der meistgelesenen Mundartautoren und -autorinnen, allen voran die Mittelberner und der Solothurner Ernst Burren, gegen die Dieth-Schreibung entschieden, weil sie die leichte Lesbarkeit höher schätzen als die Lautnähe.

Tatsache ist zudem, um zwei konkrete Beispiele zu nennen, dass Roland Schärer, der Lektor des Cosmos Verlags in Muri bei Bern, nur standardnah geschriebene Berner Mundartbücher herausgegeben hat und die Dieth-Schreibung als den Publikumserfolg beeinträchtigenden Faktor beurteilt. Diese Meinung vertritt auch der Verleger Hugo Ramseyer vom Zytglogge Verlag in Oberhofen.

Die Schwierigkeiten von Lesern und Leserinnen mit standardschriftfernen Dialektschreibungen und ihren „fremden“ bzw. „hässlichen“ Wortbildern hat eine Ursache, die nicht verkannt werden darf. Die hochdeutsche Orthographie entwickelte sich in einem Homogenisierungsprozess aus einzeldialektgebundenen Schreibungen und entfernte sich dabei immer mehr vom phonematischen Kodierungsprinzip. Dabei bildete sich der Primat der konventionellen Geltung orthographischer Normen heraus, bei dem nicht die phonematische Nähe zum jeweiligen Dialekt, sondern die Identifizierbarkeit des semantischen Werts von Wörtern mehr und mehr massgebend wurde (vgl. STETTER 1999, S. 68 f.).

Mundartlesen verlangt einen Schritt zurück zum phonematischen Kodierungsprinzip, also vom visuellen zum auditiven Lesen, der vielen Lesern und Leserinnen schwer fällt. Wer beim Mundartschreiben möglichst nahe am hochdeutschen Schriftbild bleiben will, verhält sich nicht einfach uneinsichtig oder konservativ,

sondern bleibt so nahe wie möglich an dem mit dem Lesen- und Schreibenlernen der Standardsprache automatisierten Kodierungsverfahren.

- b) Das Interesse des Literaturmarkts, das eine möglichst grosse Verbreitung des Geschriebenen wünscht, zielt auf leichte Lesbarkeit. Sein Ideal ist deshalb eine einheitliche standardnahe Schreibung. Abweichungen von der authentischen Lautung werden dabei in Kauf genommen und oft mit dem Hinweis legitimiert, die heimischen Mundartleser und -leserinnen wüssten ja, wie der Text lautlich „richtig“ zu lesen sei.

Bekanntestes Beispiel einer traditionellen, standardnahen Schreibung, für die eine gewisse Allgemeinverbindlichkeit beansprucht wird, ist die in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zur Zeit der ersten Blüte der Berner Mundartliteratur entwickelte Berndeutschschreibung, welche der Verlagslektor, Publizist und Schriftsteller Erwin Heimann (1909-1991) gegen eine auch in der Schrift sich äussernde Variantenvielfalt des Berndeutschen verteidigt, da diese seines Erachtens nur die Leser und Leserinnen vergrault und damit der Mundartliteratur schadet:

Mir hei ja i der letschte Zyt i dr Mundartliteratur es Gnuusch, dass es kei Gattig meh het. Das isch eigentlech keis Wunder, we me zuegit, dass es äbe Bärner Mundarte nid nume z dotze-, nei sogar z hundertewys git. Jedi Landschaft het - im grobe gnoo - en eigeiti; e Seeländer und en Oberhasler hei di gröschti Müej, enand z verstah. U we me de no chly fyner sibet, wächsle d Eigenarte vo Tal zu Tal u mängisch sogar vo Dorf zu Dorf. U sogar i der Stadt Bärn gits by wytem kei Einheit. D Mäteler rede anders als die änet der Aare. D Frou von Tavel het mer einisch, wo mer sprachlechi Differänze hei gha, dezidiert gseit: „By üüs i der Schosshalde seit me halt eso!“

Ja, hie seit me so u dert anders. Aber jetz chunt d Frag: Wie söll mes de schrybe? I weis scho: D Sprachwüesseschafter, d Dialäktforscher hei d Richtlinie useggää: „Schreibe, wie du sprichst!“ - So eifach isch das. Sicher isch es für d Linguischte inträssant, Literatur usem Seislerland, usem obere Ämmital, vo Brienz u vo Frutige i d Händ z übercho, wome derdür erfahrt, wi d Lüt um jede Chilchsturm ume rede. Aber für d Läser, wo vor allem Gschichte wei läse, isch das weniger inträssant; nei, es isch es Hürderenne, wone no gly emal verleidet. Und i säges offe: I ha lieber Läser als es par Profässore, wo mer uf d Achsle chlopfe.

I sälber bi Oberhasler, aber i bi i der Stadt Bärn ufgwachse. I ha im obere Simmetal und im Aaretal gläbt u bi syt meh als zwänzg Jahr wider im Oberland. I ha also mänergattig Dialäkte ghört u vilicht ou gredt. [...] U drum, wenn i bärndütsch schrybe, bini neutral u schrybe das Bärndütsch, wo öppe vo allne verstande wird; das Bärndütsch, wo sech üsi Mundart-Klassiker im grobe druf geiniget hei u wo ds Bärndütsch zur Literatursprach gmacht het. Als oberschte Grundsatz hei si d Meinig verfochte, me söll nume dert vom schriftdütsche Wortbild abwyche, wones würtlech nötig sig. (HEIMANN 1986, S. 9-11)

Waren die Mundarten und die in ihnen geschriebene Literatur bis in die 1920er Jahre auch im Kanton Bern Ausdruck des Föderalismus im „Schweizerhaus“ und konnten mit ihnen deshalb Gegensätze zwischen Stadt und Land und zwischen verschiedenen Gesellschaftsschichten ausgedrückt und dargestellt werden, gewann die Mundart in den zwanziger Jahren zunehmend die Funktion eines Überbrückungsmittels zwischen sozialen Klassen und Gruppen. Diese Tendenz verstärkte sich noch, als mit dem Aufkommen des Nationalsozialismus in den 1930er Jahren die Mundart wichtiger Bestandteil der Geistigen Landesverteidigung wurde und dem geforderten Zusammenrücken und Zusammenhalten der Deutschschweizer sowie ihrer Distanznahme zum Deutschen Reich hörbaren Ausdruck zu geben schien.

Standen noch beim frühen Otto von Greyerz die sprachlichen Gegensätze zwischen Stadt und Land einerseits und zwischen den Gesellschaftsschichten innerhalb der Hauptstadt andererseits im Vordergrund, so werden diese Unterschiede fortan weniger wahrgenommen, ja direkt verleugnet. Dabei sind es immer mehr die ländlichen Formen, die sich auch in der Stadt durchsetzen, wobei aber, anders als noch bei Gfeller und Loosli, darauf verzichtet wird, sie graphisch auszudrücken. Das so entstehende „Mittelbernische“ ist die Sprache, nach der sich die meisten Autoren hinfort ausrichten und die für die sprachpflegerischen Kräfte als Norm gilt. (RIS, S. 158)

Der Anspruch, das „Mittelbernische“ habe als Standardform der Literaturmundart zu gelten, wird in der Gemeinschaft der Berndeutschschreibenden vielfach bis heute erhoben, wenn auch nicht in so scharfer Form wie bei Heimann, der sogar den höchstalemannischen Berner Oberländer Mundarten, die sich vom „Mittelbernischen“ sehr stark unterscheiden, keinen eigenen schriftlichen Ausdruck zugestehen will. Auch der Emmentaler H. U. Schwaar schrieb seine ersten berndeutschen Ramuz-Übersetzungen auf Wunsch des Viktoria Verlags, der seine Bücher publizierte, auf „Mittelbernisch“, obwohl er eine davon deutlich abweichende, monophthongierte Berndeutschvariante mit offenem *uu*, *üü* und *ii* statt *ou*, *öi* und *ei*, also z. B. *Uug*, *Büüm* und *giit* statt *Oug*, *Böim* und *geit*, spricht. Erst mit der Übersetzung des „Farinet“ entschied er sich, seine eigene Mundart zu schreiben, und bemerkte dazu:

Schliesslich nahm ich mir die Freiheit, diese Geschichte, die ja eine der Freiheit ist, in meine Mundart, derjenigen des obern Emmentals zu übersetzen, mit dem südlich der Linie Napf-Ramsei-Worb-Belp-Neuenegg mehrheitlich gesprochenen *ii* statt *ei* und *uu* statt *ou* (*Himmet* statt *Heimet*, *Luub* statt *Loub*). Dies im Gegensatz zu meinen früheren Ramuz-Übertragungen, in denen ich mich zu einem Standardberndeutsch hatte überreden lassen. (SCHWAAR 1984, S. 193)

Später schrieb Schwaar, er halte sich an die von Eugen Dieth ausgearbeiteten Regeln für das Mundartschreiben:

Imene Voukshochschueukùurs z Langnou sy letschthiin über füzg Lüt us üser Gäged zämehocket u hi graatibürgeret, wi me üsi Schpraach am beschte u iifachschte chönnti schryybe. Mir hin is vo de Grundsätz vom Profässer Dieth u dene vom Bünd Schwyzerdütsch la leite. Mi bruucht die hüt o i angerne Kantoone. (SCHWAAR 1985, S. 7)

- c) Wo jedoch das Mundartschreiben als freies Spiel, der Mundarttext als mündlich zu interpretierende Partitur begriffen wird, widersetzt es sich jedem Normierungsversuch. 1972 schrieb Dieter Fringeli im Nachwort zur ersten Auflage der Anthologie „Mach keini Sprüch“:

Es ist [...] ein fragwürdiges Unterfangen, die gesprochene Sprache, die Umgangssprache schriftlich zu fixieren, Angesichts dieser Problematik halte ich die Streitigkeiten über die „Rechtschreibung“ mundartlicher Texte vollends für unergiebig und müssig. (D. FRINGELI ²1981, S. 173)

Der Wiener H. C. Artmann, einer der Wegbereiter der neuen Mundartliteratur, der eine Weile in Bern lebte und dessen Schaffen in der deutschen Schweiz rezipiert wurde, verwendete in seinem berühmten Mundartgedichtband „med ana schwaozzn dintn“ von 1958 eine ausgesprochen standardferne, oft geradezu skurril anmutende Schreibung, weil er mit dem Material des Dialekts gegen die festgefahrenen Lesegewohnheiten der traditionellen Mundartliteratur und der hochsprachlichen Literatur arbeiten wollte. Friedrich Polakovics schreibt im Vorwort zum Gedichtband:

Die Praxis zeigt, dass alle beim Lesen auftretenden Anfangsschwierigkeiten rasch verschwinden, und hernach erfreuen so exotische Schriftbilder wie *mei ausdroknz heazz* [mein ausgetrocknetes Herz], *zwischn zwa blaln babia* [zwischen zwei Blatteln Papier], *de salame da qaglschduazz da gristoezuka* [der Salami der Quargelsturz (Käseglocke) der Kristallzucker], *de gebuazzdoxkinda r iwa r ochzk* [die Geburtstagskinder über achtzig], *agazebam* [Akazienbaum], *bopöbam* [Pap-

pelbaum] oder auch *en napoleaun seine goidan odla* [dem Napoleon seine goldenen Adler] nicht nur das Ohr. Es mag sogar sein, dass den oder jenen wienerischen Leser nach dem ersten Befremden, nach dem Erkennen, nach der dem Erkennen folgenden Heiterkeit und Freude ein heimliches Staunen ankommt über die neue, achtsame Beziehung, die Artmanns Schreibweise zwischen uns und unserem meist gedanken- und lieblos gebrauchten Dialekt stiftet. (POLAKOVICS 1958, S. 10 f.)

Der Berner Martin Frank schrieb 1979 mit seinem Homosexuellenroman „Ter Fögi ische Souhung“ als mundartliterarischer Aussenseiter über ein Thema, das in der Mundartliteratur neu war. Mit seiner eigenwilligen Schreibweise signalisierte er auch in der Form eine Abkehr vom traditionellen Mundartliteraturverständnis, vom *bbluemetete Trögli* der heimatverbundenen und rückwärtsgewandten Mundartliteratur. Diese Abkehr radikalisierte er in seinem zweiten Homosexuellenroman „La mort de Chevrolet“ von 1984, indem er die Wörter nicht mehr auf übliche Weise isolierte, Assimilationen nicht mehr auflöste (z. B. *am gumiramp for pan* für *am Gumirand vor Baan*) und satzzeichenlos schrieb, um das Kontinuierliche des gesprochenen Sprachflusses zu betonen. Er empfahl dem Leser, laut zu lesen. Der Anfang des Romans liest sich so:

i hoken ufter schtange forter kasse slouft äiäm seiling luegen uf tur schhaubi achi xene bueb ufter angere site for pan länt are sülen ei fuess ufem gumiramp for pan ter anger azüle gschemt luegp mi a luegene gnau a schöpe füzäni xe kli us wine pönk mizo rötliche schtachuhor träkigi auti blutschins nideri tenischue äs häugäups tischört unes auz plutschins jäggli he peid häng ide hosesack luegpmer it ouge lue kli de skuter zue luegt wider zu mir übere (FRANK 1984, S. 7)

„La mort de Chevrolet“ wurde zu einem verlegerischen Flop und anzumerken ist, dass sich mit sehr ausgefallener, standardferner Orthografie geschriebene Mundart nur im kurzen Zeitraum des städtischen künstlerischen Avantgardismus und der gesellschaftlichen Aufbruchsbewegungen von den späten fünfziger bis in die frühen achtziger Jahre, in denen Dialekt als Waffe (vgl. WECKMANN 1978) gegen den standardsprachlichen Diskurs der Herrschenden propagiert wurde, eine geneigte Leserschaft finden liess.

Für die Mehrheit der Mundartlesenden war eine ausgefallene Orthografie damals und ist sie heute eine Zumutung, für die Mundartschreibenden ein Handicap. Nichts illustriert dies deutlicher als die Tatsache, dass eine der wohl besten alemannischen Mundartlyrikerinnen, die Walserin Anna Maria Bacher aus Brendo im norditalienischen Pomatt, bei uns nahezu unbekannt ist, weil ihre beiden hervorra-

genden Gedichtbände „Z Kschpel vum Tzit“ (1988) und „Litteri un Schattä“ (1991) in einer höchstalemannischen Randmundart und in einer für Laien kaum entzifferbaren Orthografie geschrieben sind. Erst nachdem Thüring Bräm Texte von Bacher in ein Oratorium eingearbeitet hatte, wurden weitere Kreise über die Bühne und die mündliche Vermittlung auf die Qualität ihrer Texte aufmerksam.

In geschriebener Mundart ist also nicht nur die Sprachform graphisch festgehalten, mit festgehalten sind immer auch die Signalisierung der Abweichung von der diglossischen Norm und Einstellungen des Schreibenden zur Sprachform, welche Überlegungen zur Produktion und Rezeption, sprachpflegerische und sprachdokumentarische Interessen sowie sprachästhetische und -politische Standpunkte betreffen können.

Während sich der einzelne Autor oder die einzelne Autorin selbst für eine Schreibung entscheidet oder vom Verleger auf eine Schreibung verpflichtet wird, stellen Anthologien ein besonderes Problem dar, weil einerseits die Verschriftlichung der Mundarten nach einheitlichen Normen angestrebt und unterschiedliche Schreibungen in einem Werk in der Regel negativ beurteilt werden und andererseits herausgeberische Eingriffe nicht unproblematisch sind, da sie eben jene Einstellungen verändern oder zerstören, welche ein Autor oder eine Autorin mit seiner bzw. ihrer Schreibung verbindet. Wie die Praxis zeigt, scheitert die Absicht von Herausgebern, die Schreibung zu vereinheitlichen, daher meistens am Widerstand der Autoren und Autorinnen. In ihrer Anthologie „Blumen us euserem Garte. Eine Auswahl von zürichdeutschen Gedichten“ von 1942 schreiben die Herausgeber Adolf Guggenbühl und Karl Hafner, die eine Vielfalt von Schreibungen als „Wirrwar“ beurteilen:

Viele Sorgen hat uns die Rechtschreibung gemacht. In dieser Beziehung herrschte bis jetzt ein vollständiger Wirrwar. Die von Professor Dieth geschaffene phonetische Schriftweise existiert noch nicht lange genug, um sich richtig ausgewirkt zu haben. Wir hätten gerne alle Gedichte in diese Rechtschreibung umgeschrieben. Das war aber unmöglich, weil die noch lebenden Autoren dazu kaum ihr Einverständnis gegeben hätten. (GUGGENBÜHL / HAFNER 1942, im Nachwort)

Sechzehn Jahre später existierte die Dieth-Schreibung schon lange, aber die Probleme waren dieselben geblieben. In der Anthologie „Schwyzer Meie. Die schönsten schweizerdeutschen Gedichte“ (⁴1958) schreiben die Herausgeber Adolf Guggenbühl und Georg Thürer:

Eine merkliche Erleichterung, fremde Mundart zu lesen, besteht in der Vereinheitlichung der Schreibweise. Die aufgenommenen Gedichte einer solchen durchgehenden Umschrift zu unterwerfen, war denn auch der ursprüngliche Wunsch von Herausgebern und Verlag gewesen. Wenn sich dieser Plan zerschlug, so lag es einerseits an der während der Auswahl dieser Verse noch nicht restlos abklärten Stellungnahme der Fachleute mundartlicher Schreibweise und andererseits an der erklärten Weigerung befragter Dichter, das Schriftbild ändern zu lassen. (GUGGENBÜHL/THÜRER 1958, S. 220 f.)

Während in der Anthologie „Blumen us euserem Garte“ mit einer Auswahl von zürichdeutschen Gedichten Texte aus einer grösseren Dialektregion mit verschiedenen Dialektvarianten und in der Anthologie „Schwyzermeie“ gar Mundarttexte aus der ganzen deutschen Schweiz gesammelt sind, eine Vereinheitlichung der Schreibung also von den Herausgebern umfassende Dialektkenntnisse erfordert hätte, enthält die Anthologie „Und drnaa. Ofabenkligschichtä us em Riiwald“ von 1983 nur Texte aus dem Rheinwald, der ältesten Walserkolonie Graubündens. Das Walserdeutsche im Rheinwald ist als Randmundart gefährdet:

Seit dem Bau der Nationalstrasse und der Eröffnung des Bernhardin-Strassentunnels im Jahre 1967 scheint aber gerade diese Sprache in arge Bedrängnis zu geraten. (WANNER 1983, S.11)

Da die Texte also neben ihrem literarischen Wert auch noch die Funktion haben, eine bedrohte Sprachform zu dokumentieren, haben sich die Herausgeber entschlossen, sie mit Genehmigung der Autoren im Sinne einer einheitlicheren Schreibweise nach der Dieth-Schreibung zu überarbeiten.

Im Gegensatz zu den Herausgebern der drei genannten Anthologien, welche einer Vereinheitlichung der Mundartschreibung das Wort redeten, spricht sich Dieter Fringeli, der Herausgeber der Anthologie „Mach keini Sprüch. Schweizer Mundart-Lyrik des 20. Jahrhunderts“ (1972), dezidiert gegen eine Vereinheitlichung aus. Der von der Erneuerungsbewegung der neuen Mundartliteratur seit den 1960er Jahren und von deren spielerischer Sprachauffassung beeinflusste Herausgeber und Verfasser eigener Mundartgedichte, beurteilt die Diskussion um die „richtige“ Schreibung als müssig. Für ihn sind Mundarttexte im Wesentlichen Partituren gesprochener Sprache, deren Verschriftlichung grundsätzlich problematisch ist:

Ich habe bewusst jeden Eingriff in die Schreibart der Autoren unterlassen. Die Texte sind unverändert aus den angeführten Vorlagen übernommen. Fast alle verwendeten Ausgaben besitzen das „Gut zum Druck“ der Autoren. Ich habe erfahren, welchen Wert viele Mundartdichter auf ihre eigene „Rechtschreibung“ legen! So habe ich darauf verzichtet, mich aus philologischen Erwägungen heraus über die Einsichten und Überzeugungen der Autoren hinwegzusetzen. (FRINGELI²1981, S. 173)

Auch die Herausgeber der Anthologie „gredt u gschribe“ von 1987 verzichteten auf eine Vereinheitlichung der Schreibung:

Die heute oft so heiss umstrittene Schreibweise der Mundarttexte haben wir bewusst nicht vereinheitlicht, sondern die vom Verfasser, von der Verfasserin veröffentlichte bzw. redigierte Fassung übernommen. (GREDT U GSCHRIBE 1987, S. 6)

2.3 Laute schreiben

Bei der Laut-Buchstaben-Beziehung hat der Mundartschreibende die Wahl zwischen möglichst enger Anlehnung an die standardsprachliche Orthografie und grösstmöglicher Annäherung an die mundartliche Lautung, wobei in der Regel standardschriftfremde Sonderzeichen und damit streng phonetische Schreibungen, die in der Dialektologie Verwendung finden, vermieden werden. Für nicht sprachwissenschaftlich geschulte Laien sind beim Mundartschreiben Probleme in den Bereichen Vokallänge und Öffungsgrad der Vokale, Schreibung von Diphthongen, Lenisierung und Fortisierung von Konsonanten, spezielle Konsonantenverbindungen und konsonatische Lautwandelerscheinungen am häufigsten. Möglich sind z. B. im Luzerndeutschen verschiedene Schreibungen von standardnahe *Luzern* über *Luzärn* und *Lozärn* bis zu dem auch die Vokallängen berücksichtigenden, lautnahen *Lozäärn*, im Obwaldnerdeutschen standardnahes *Auto* neben lautnahem *Aito*, im Nidwaldnerdeutschen standardnäheres *Buuchweh* neben lautnahem *Buichwee*, im Urnerdeutschen standardnäheres *Gable* neben lautnahem *Gaplä*, im Mittelbernischen standardnahes *Hand, gsund* neben lautnahem *Hang, gsung*, im Appenzellischen standardnahes *Gerste* neben lautnahem *Geeschte* und in den schweizerdeutschen Dialekten ganz allgemein standardnahes *Mist* neben lautnahem *Mischt*.

Besonders stark ist der Widerstand dort, wo lautnahe Schreibungen zu fremden, von Laien oft als hässlich empfundenen Wortbildern führen. So wollen bis heute viele Berner Mundartautoren und -autorinnen das vokalisierte l vor Konsonant, in der Verdoppelung und am Wortende nicht als u schreiben, weil für sie Wortbilder wie *Mi-*

uch, *Chäuuuer*, *Basu* oder gar *Tüupe* mit offenerem vor geschlossenerem u nicht akzeptabel sind. Bereits Carl Albert Loosli (1877-1959), der in den ersten Ausgaben seiner Mundarttexte 1910/11 das vokalisierte l als w schrieb, musste sich den Vorwurf einer schauerhaften bzw. affektierten Schreibweise gefallen lassen (E. MARTI 1999, S. 221).

Eines der zentralen Probleme der Verschriftlichung von Dialekten sind die Vokallängen. In der Standardsprache ist die Kennzeichnung langer Vokale uneinheitlich: nicht gekennzeichnet (Vater, Gas), mit Dehungs-h gekennzeichnet (Kahn, ihr, Sohle, Uhr), mit Dehungs-e gekennzeichnet (viel, Sieb, Liebe), doppelt geschrieben (Waage, Meer, Boot).

Die Vokallängen in den Dialekten stimmen oft nicht mit denjenigen in der Standardsprache überein. Soll der Mittelberner *wohne* und *Sohle* schreiben, weil er nahe am standardsprachlichen Schriftbild bleiben will, obwohl er *wone* und *Sole* sagt? Weshalb schreibt Simon Gfeller *schuehtöif*, obwohl hier das Längungs-h aus der standardsprachlichen Orthografie nach dem ue-Diphthong eher stört, und *Schries*, obwohl in diesem Mundartwort, das keine standardsprachliche Entsprechung hat, langes i und kein Diphthong vorliegt wie in *Gnieti*? Um diese Probleme zu lösen und Inkonsequenzen zu vermeiden, schlug Eugen Dieth 1938 in seinem Leitfaden „Schwyzertüt-schi Dialäktschrift“ ein einheitliches Prinzip vor: Kurze Vokale werden einfach, lange doppelt geschrieben; auf alle anderen Vokallängen-Kennzeichnungen wird verzichtet. Also bern. *Chööli* (Kohl) und *Hut* (Haut), zürch. *Siib* (Sieb) und *Side* (Seide) und baselst. *gääl* (gelb) und *Dolgge* (Klecks).

In den Dialekten der Nordwestdeutschschweiz werden die anlautenden Konsonantenfortis *p*, *t* und *k* in der Regel lenisiert. In seinen einflussreichen Büchern „Baseldeutsch-Grammatik“ von 1976 und „Baseldeutsch-Wörterbuch“ von 1984 realisiert der Autor Rudolf Suter, der sich ganz streng an Dieth hält, die Lenisierung und die Vokallängen Kennzeichnung in der Schrift konsequent. Er schreibt *baraat*, *Bartei* und *Bräss* für *parat*, *Partei* und *Presse*; *Daag*, *Daig* und *drogge* für *Tag*, *Teig* und *trocken*; *Glee*, *Graft* und *Graan* für *Klee*, *Kraft* und *Kran*. Nur vor Vokal schreibt Suter *k* und nicht *gh*: *Kemmi*, *Kind*, *kuurz*. In der Basler Mundartliteratur ist diese Schreibung jedoch nicht allgemein. Fritz Liebrich (LIEBRICH 1951) schreibt *Ton* (S.7), *Kraft* (S. 7), *Paradys* und nicht *Doon*, *Graft*, *Baredyys*. Karl Paul (PAUL 1978), der die Lenisierung in der Schrift meist realisiert, schreibt hingegen *Polschter*, *Profässore*, *Titel*

und nicht *Bolschter, Profesoore, Dittel* wie Suter. Hansruedi Schwabe vom Pharos Verlag schrieb im Vorwort zu Karl Pauls „Us dr alte Bachlätte“:

Wenn hitten ebber ebbis uff Baseldytsch schrybt und sogar uusegit, so kunnt sofort d Froog no der Rächtschrybig. Bikanntlig het der Ruedi Suter jo 1976 sy Baseldytsch-Grammatig uusegä, und die isch fir e mänge, won e Halt bruucht, well er in sym Baseldytsch nit ganz sicher isch, en unumsteesslig ypflanzen Stägge. Fascht zue unumsteesslig, wotts aim mängmol schyne. S Baseldytsch isch jo an sich kai Schrybsprooch, und drum ka men iber d Rächtschrybregle vo däre Grammatig halt au dailter Mainig sy. Zem Gligg!

Mir, das haisst der Schnydermaischer Karl Paul, sy Sohn Roland und ych as Verleger, hänn is aifach gainiget, unser Buech eso z schryben und z druggen ass es am beschte verständlig isch. (zit. nach PAUL 1978, S. 8)

Autor und Verleger schrieben vor allem die langen Vokale nicht konsequent doppelt und verzichteten auch nicht auf das Längungs-h, wie es Suter nach Dieth fordert. Sie setzten *Hyser* statt *Hyysen*, *Johr* statt *Joor*, *Bahn* statt *Baan*, *Lehrer* statt *Leerer*, *birieht* statt *biriemt*, *friehner* statt *friener*, wobei man sich bei den beiden letzten Beispielen fragen kann, ob das aus dem Hochdeutschen übernommene Dehnungs-h, nach dem entrundeten Diphthong gesetzt, das Wort wirklich lesbarer macht.

Aus Gründen der Zweckmässigkeit werden bei der Verschriftlichung nicht nur auf der Lautebene, sondern auch auf der morphologischen Ebene, der Ebene der Wortformen, wo die Mundarten eine reiche phonologisch bedingte Varianz aufweisen, Normalisierungen vorgenommen, damit die Erkennungsfunktion und der Lesefluss nicht durch zu grosse Varianz gestört werden. Das betrifft vor allem die in alemannischen Dialekten häufig auftretenden Sandhi-Erscheinungen. Darunter versteht man durch das Zusammentreffen von Wörtern bzw. Wortformen oder wortintern von Morphemen bedingte phonologische Varianten. Dazu drei Beispiele (\emptyset = Nullmorphem):

1. Der bestimmte Artikel Nominativ / Akkusativ Singular femininum und Nominativ / Akkusativ Plural in allen drei grammatischen Geschlechtern wird lautlich oft an den Anlaut des folgenden Substantivs assimiliert. Singular: *d Uur*, *p Frau*, \emptyset *Pagge*, \emptyset *Puess*, *g Gans*, *g Cheerze*, *p Mueter*, *t Nase*; Plural: *d Oore*, *p Fänschter*, \emptyset *Palke*, \emptyset *Pure*, *g Güürt*, *g Chöpf*, *p Mäge*, *t Negel*.

In der Regel wird beim bestimmten Artikel, auch wegen der Form *di* vor Adjektiven (*di gschidi Frau* / *di groosse Fänschter*, *di rooti Cheerze* / *di runde Chöpf*),

die etymologisch deutlichste und auch im System wohl zugrunde liegende Form *d* verallgemeinert: *d Uur, d Frau, d Bagge, d Pure, d Negel*. Dies vor allem auch deshalb, weil in allen Fällen *d* + Substantiv beim deutlichen Artikulieren nicht als falsch empfunden wird. Alle Varianten zu schreiben, wäre nicht ökonomisch und würde für den Leser das Erkennen der morphologischen Struktur des Textes erschweren.

2. Das zu *g*- reduzierte *ge*-Prä- und Infix des Partizips Perfekt wird lautlich assimiliert: *gloffē, gcheert, umgcheert, ggrännet, pmacht, aapmacht, plaase* (zu *blaase*), *toorfet* (zu *doorfe*), *tnäät, iitnachtet, øpuret, økäfelet, øtänkt, øzeigt*.

Hier ist die schriftliche Realisation uneinheitlicher. Geschrieben wird *g*- bzw. *-g*- allgemein dort, wo es beim deutlichen Artikulieren gesprochen wird und nicht vor anlautendem *ch*- des Verbstamms steht, also z. B. bei *glachet, gmacht, iigmacht, iignachtet, gsunge*.

Vor anlautendem *ch*- des Verbstamms wird bei Wörtern, die standardsprachlich mit *k*- anlauten, systemimmanenteres *gch*- oft als *k*- geschrieben: *cheere / gcheert* bzw. *keert, iicheere / iigcheert* bzw. *iikeert*; bei Wörtern, die nur im Dialekt vorkommen, hingegen *chifle / gchiflet, chnode / gchnodet*. So schreibt Josef Zihlmann in seinen „Göttiwiler Gschichte“ zwar *gchiflet* (S. 71), hingegen als Partizip Perfekt zu *chaufe kauft* (S. 89, ZIHLMANN 1972); Ernst Burren schreibt in einem Gedicht *büecherchoufe* und *kouft* (BURREN 1991, S. 129).

Bei Verben auf *b*-, *d*-, *g*- wirt der Anlaut des Partizips in vielen Dialekten fortisiiert. In der Schrift wird die Fortisierung sehr unterschiedlich realisiert. H. U. Schwaar schreibt vor Konsonant eine einfache, vor Vokal eine doppelte Lenis: *blybe* (S. 8) / *blibe* (S. 10), *drääie / dräät* (S. 48), *grinse / grinset* (S. 8); hingegen *boue / bboue* (S.34), *däiche* (S. 137) / *ddäicht* (S. 137), *gah* (S. 102) / *ggange* (S. 101, SCHWAAR 1984). Der Thurgauer Ernst Nägeli schreibt bei Verben auf *b*- und *d*- den Anlaut des Partizips als Fortis: *baue* (S. 16) / *paut* (S. 19) und *diene* (S.88) / *tienet* (S.73). Bei Verben auf *g*- verdoppelt er hingegen die Lenis: *goh* (S.50) / *ggange* (S.62, NÄGELI 1982), weil die Fortis *k*- allgemein für die *kch*-Affrikate steht und deshalb hier nicht geschrieben werden kann.

3. Das Binde-*n* bei aufeinanderprallenden Vokalen in Wortgrenzen wird, wenn überhaupt, ganz unterschiedlich und meist inkonsequent realisiert. In älteren Schrei-

bungen wird es oft zwischen Bindestrichen abgesetzt, wie beim Solothurner Josef Reinhart:

D'Mueter [...] bückt si gägem Buebegsicht, wott's zue-n-ere-n-ufe näh [...] Erscht wo-n-ig elter gsi bi und üsi Mueter nümme do gsi isch, ha-n-ig vernoh, worum as d'Mueter vonnis müesse het. (REINHART o.J. (1923), S. 5)

Reinhart ist insofern inkonsequent, als er durch Binde-n verbundene Wörter zuweilen zusammenschreibt (*vonnis* s. o.), zuweilen das Binde-n an das erste Wort hängt (*verbrochen ab S.5, zue-n-eren abe S.29, sie het nen übre Tisch ynen agluegt S.72*). Wer die Lesbarkeit nicht unnötig erschweren will, hängt das Binde-n mit Vorteil konsequent an das erste Wort:

We mer em Aabe bim Iinachten i Klub vo den Induschtriellen use faare für ga z bade, chöme mer deert verbi, wo d Tromedaar-Fuerlüt mit irne Familien i Hütten us Escht, Tüecher, Teppichen u mängisch o Bläächbitze läbe. (SCHMID-CADALBERT 1992, S. 124; Hervorhebungen C. S.)

Zu Gunsten einer leichteren Lesbarkeit verzichtet man in neueren Mundarttexten in der Regel nicht nur auf eine Häufung von Bindestrichen, sondern auch auf die Setzung unnötiger Apostrophe, welche Auslassungen markieren sollten, die häufig jedoch nicht systemimmanent, sondern nur im Vergleich mit anderen Dialekten oder mit der Standardsprache zu begründen waren:

<u>älter</u>	<u>neuer</u>	
<i>d'Muter</i>	<i>d Mueter</i>	(best. Art. Sing. fem.)
<i>d'Manne / d'Froue / d'Ching</i>	<i>d Manne / d Froue /</i>	
	<i>d Ching</i>	(best. Art. Pl. mask./fem./neutr.)
<i>'s Chind</i>	<i>s Chind</i>	(best. Art. Sing. neutr.)
<i>'s git</i>	<i>s git</i>	(Pron. 3. Pers. neutr. Nom.)
<i>er nimmt's</i>	<i>er nimmts</i>	(Pron. 3. Pers. neutr. Akk.)
<i>z'Oobe</i>	<i>z Oobe</i>	(Präposition zu)

2.4 Wortschatz, Formen und Syntax

Dialekte bzw. Mundarten lassen sich am besten anhand von Lautungen gegeneinander abgrenzen, aber nicht auf universell gültige Art und Weise definieren (vgl. BARBOUR/STEVENSON 1998, S. 62). Nicht etwa, weil es an geeigneten Kriterien mangelt (vgl. LÖFFLER 1980, S. 1-10), sondern weil Sprachformen selbst sowie unsere Ein-

stellungen gegenüber Sprachformen in komplexen historischen und gesellschaftlichen Prozessen verankert und wandelbar sind.

Als Dialekte oder Mundarten bezeichnet man in der Regel die am stärksten örtlich gebundenen und am weitesten vom Standard abweichenden Varianten des Deutschen. Das für einen Dialekt kennzeichnendste und im Ganzen stabilste Merkmal ist sein Lautsystem. Veränderungen im Lautsystem tendieren in der Regel nicht hin zum Hocheutschen, sondern von kleinräumigen Besonderheiten zu grösserräumigen, regionalen Standards; lautliche Entlehnungen aus dem Hochdeutschen sind zwar selten, kommen aber vor: z. B. *Choschte* statt *Chöschte*, *Salbe* statt *Salbi*, *Schauer* statt *Schuur* als meteorologischer Terminus, *Jugend* statt älteres *Juget*, *ihren Maa* statt *ihre Maa*, *Schöiklappe* (DÄPP 2000, S.115, schreibt aber *schüüich*), *Närvechitzel* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 78, schreibt aber *chutzele*).

Mundartschreibanleitungen enthalten deshalb ausschliesslich oder grösstenteils Vorschläge für die schriftliche Darstellung der Mundartlaute, weil bezüglich des Wortschatzes, der Wortbildung und -flexion sowie der Satzbildung Regeln weit schwieriger zu formulieren sind. In diesen Bereichen wird der Dialekt- bzw. Mundartbegriff diffus. Dies hängt mit den komplexen gesellschaftlichen Entwicklungen der neusten Zeit zusammen.

Mundarten waren als relativ stabile orts- und regionengebundene Kleinsprachen einst kräftiger sozialer Kitt für die Gemeinschaften, welche sie sprachen, aber sie grenzten auch sehr stark ab und aus. In der modernen, freizügigen und mobilen Welt, welche die alten Verkehrs-, Handels- und Austauschgrenzen aufhebt, verringert sich die Stabilität und die traditionelle Funktion der Mundarten zusehends.

Markante Dialektgrenzen, die einst entlang konfessioneller Grenzen verliefen, z. B. zwischen dem katholischen, freiburgischen Senseland und dem protestantischen Bernbiet bzw. zwischen dem katholischen Sargans und der protestantischen Wartau, werden durchlässig. Bahnlinien und Strassen schliessen auch ehemals abgelegene Regionen an die „weite Welt“ an.

Viele Mundartsprecher und -sprecherinnen wachsen in einer Familie auf, in der Vater und Mutter verschieden Mundarten sprechen, zum Teil in einem Mundartgebiet, in das die Eltern zugezogen sind. Von nah und fern strömen jeden Tag Pendler in städtische Zentren, da in einer globalen Wirtschaft Wohn- und Arbeitsort längst nicht mehr identisch sein müssen.

Im Zuge einer grossen und in Zukunft noch zunehmenden weltweiten Migrationsbewegung lassen sich Menschen aus anderen europäischen und aussereuropäischen Kulturen in der Schweiz nieder, prägen unsere Sprachkultur, auch die dialektale, mit und verändern sie. Und nicht zuletzt beeinflussen die englisch dominierten Sprachgewohnheiten eines weltumspannenden Waren- und Medienmarktes unser Sprechen fundamental.

Dialektmerkmale existierten, als die Bevölkerung wenig mobil war, grundsätzlich in Zentrums-Peripherie-Räumen bzw. Zentrums-Übergangs-Räumen. Diese Räume bilden sich heraus in einem Netz lebensweltlicher Handlungs- und Kommunikationsgewohnheiten wie Herrschaft, Konfession, Handel und Gewerbe, kultureller Austausch, Medien, Reisegewohnheiten und Migrationsbewegungen. In der mobilen spätindustriellen Gesellschaft brechen diese Räume auf, das dialektologische Konzept der Isoglosse, d. h. der geographischen Grenze eines Mundartmerkmals, verliert seine Bedeutung. Bereits 1908 schreibt Albert Bachmann:

Die fortschreitende politische Zentralisation, die wachsende Freizügigkeit auf allen Gebieten, die vermehrten Verkehrseinrichtungen, der gemeinsame Militärdienst - alles dies trägt dazu bei, Angehörige der verschiedensten Gegenden unseres Landes mit einander in Berührung zu bringen. Und nicht bloss in vorübergehende Berührung: es findet auch ein allgemeiner Austausch der sesshaften Bevölkerung statt, der von Jahr zu Jahr grössere Dimensionen annimmt. Die statistischen Erhebungen zeigen, dass die Zahl der am Wohnort geborenen Schweizer fast überall zurückgegangen ist, indes die Gesamtbevölkerung meist, zum Teil bedeutend zugenommen hat. Natürlich tritt dies in den Städten, überhaupt in industriell entwickelten Orten, am stärksten hervor, aber auch agrarische Gegenden weisen in geringerem Massstab ähnliche Verhältnisse auf; selbst abgelegene Gebirgstäler bleiben nicht unberührt. Selbstverständlich hat eine so weitgehende Bevölkerungsmischung auch sprachliche Konsequenzen, und zwar in der Weise, dass Erscheinungen von bloss örtlicher Verbreitung vor weiterverbreiteten zurückweichen, dass sich ein Ausgleich der lokalen Verschiedenheiten anbahnt zu Gunsten des dem ganzen Gebiet oder dem grösseren Teil desselben Gemeinsamen. (zit. nach BAUR 1983, S. 49 f.)

Im Nachwort zu ihrem Buch „Us em Schnitztrog“ gibt Anna Elisabeth Forster ein Beispiel für diese Entwicklung und skizziert die Veränderungen im thurgauischen Kemmental und ihren Einfluss auf den heimischen Dialekt mit folgenden Worten:

Die Lage vor den Toren der Stadt Konstanz bedeutete für das Kemmental, dass über Jahrhunderte hinweg Fremde durchzogen, sei es auf dem Jakobsweg, dem Pilgerweg, der quer durch das Tal Richtung Innerschweiz führt, sei es auf der sogenannten Konstanzer Landstrasse, dem Handelsweg von Deutschland über den Ottenberg Richtung Wil.

Bis zum 1. Weltkrieg war Handel und Wandel im Kemmental vorwiegend auf die Stadt Konstanz und auf den süddeutschen Raum ausgerichtet. An den Märkten wurden Kleider, Schuhe und andere Artikel des täglichen Gebrauchs eingekauft, und beim Photographen liess man die Familienbilder machen. Die Schwabenmäder und die bayrischen Mägde verdingten sich gerne in der thurgauischen Nachbarschaft. Manche blieben, heirateten und trugen zur Blutauffrischung der Bevölkerung bei.

Diese Offenheit brachte auch eine gewisse Färbung des sprachlichen Ausdrucks. Es fällt auf, wie alte Wörter und Redewendungen dies- und jenseits des Sees den gleichen Ursprung haben. Der Einfluss vom „Oltner Bahnhofdeutsch“ d. h. von allen übrigen schweizerischen Dialekten, von englischen Modewörtern und „neudeutschem Slang“ schlägt sich nieder. Es ist die Folge der heutigen Mobilität der Bevölkerung. Das Kemmental ist eben verkehrstechnisch bestens an die „grosse Welt“ angeschlossen: Über Kreuzlingen zu Deutschland, über Weinfelden und durch die A7 direkt mit der übrigen Schweiz verbunden.

Die Sprache meiner Kindheit wird - auch in unserer Gemeinde - nur noch von einer Minderheit gesprochen. (FORSTER 1998, S. 132 f.)

Vor allem der Wortschatz unserer Dialekte verändert sich seit dem zweiten Weltkrieg rasant und wird zusehends einzeldialektunspezifischer. Einerseits sterben Wörter aus, weil die von ihnen bezeichneten Sachen aussterben und die damit verbundenen Tätigkeiten nicht mehr ausgeübt werden. Andererseits gelangen aus dem Hochdeutschen und anderen Sprachen, besonders dem Englischen, unzählige Bezeichnungen für neue Waren, Verkehrsmittel, Institutionen und die damit verbundenen Handlungen, also für neue Gegenstände, Verhältnisse und Sachverhalte des Alltags in die Mundart, werden zum Teil eingelautet und verdrängen nicht selten traditionelle, mundartspezifische Bezeichnungen. Hier einige Beispiele:

Auto, Verkehr: *Baanaagschtellte* (*Bäänler* bzw. *Bäändler* veralten zusehends, oft als abwertend empfunden), *Bäik* und *Bäiker* (*Weloo* und *Welofaarer* für neue Fahrradtypen bzw. Hobbyradsporthler veraltet, ev. sogar als abwertend empfunden), *Chliiwage*, *Eerbääg*, *Elektromobiil*, *Faarbaan*, *Faarer* (neben älterem *Schofföör*), *Faarteschraber*, *Frontalzämestoss* (HABEGGER 1998, S. 57), *Geischerfaarer*, *Generaalabonemänt* (oft einfach *GA*), *Getriib*, *Halbtaxabonemänt* (oft einfach *Halbtax*), *iitschegge*, *Interkontinäntaalfuug*, *Interssiti*, *Katalisaatoor*, *Kootflügel* (auch wo hdt. *Kot* = dial. *Dräck*), *Kräschescht*, *Kreisel* (bzw. eingelautet *Chreisel*), *Laschtwage* (*Camion* veraltet), *Leitplanke*, *liechthuupe* (HABEGGER 1998, S. 19), *liise* (von engl. *to lease*), *Minibaar* (oft einfach *Wägeli*), *Motoorraad* und *Motoorraadfaarer* (*Töff* und *Töfffaarer* veralten zusehends), *Neigezuug* (auch wo hdt. *neigen* = dial. *helte*), *Niderfluurtram*, *Autobaan*, *Raschtschtätt*, *S-Baan* (Kurzwort für Schnellbahn), *Schiin-*

wäärffer (auch wo hdt. *werfen* = dial. *schiesse*), *Schtou*, *Schtundetakt*, *Schwäärvercheer(sabgaab)*, *Taktfaarplaan*, *tanke*, *Töörminel*, *tschaartere*, *Tschaarterfluug*, *Vercheersbehinderig*, *-kontrolle*, *-unfall*, *Windschutzschibe* (auch wo hdt. *Wind* = dial. *Luft*).

Computer, Kommunikation: *abefaare* (hdt. *herunterfahren*), *abelade* (hdt. *herunterladen*), *apdeite*, *Brauser*, *digitaal*, *Diskette*, *Fax*, *faxe*, *Feschplatte*, *Händi*, *Houmpidsch*, *iigää* (bzw. dial. *(ine)töggele*), *Internet*, *Juuser*, *klicke*, *Kompjuuter*, *kompjüüterle* (dial. für sich mit dem Computer beschäftigen, am Computer arbeiten), *Köörser*, *Läptop*, *Link*, *Loufwäärk*, *Meil*, *meile*, *Modem* (verkürzt aus *Modulation* + *Demodulation*), *Multimeedia*, *Netzbetriiber*, *offläin*, *onläin*, *Pixel*, *Pleeisteischen*, *Printer*, *Prowäider*, *Säiberspeiss*, *Schnittschtell*, *skänne*, *söörffe*, *Söörwer*, *Taschtauur*, *Teggschtveraarbeitig(sprogrämm)*, *Triiber*, *tschätte*, *Tuul*, *Web*, *Websäit* bzw. *-site*, *wirrtuäll* (MORGER 1997, S. 9. Vgl. zum Komplex der Computersprache ZIMMER 1997, S. 86-104).

Raumfahrt: *aadocke*, *Aschtronout*, *Muunbuuts*, *Ruumaazuug*, *Ruumfaart(behörde)*, *Ruumschpaziergang*, *Ruumschtazioon*, *Ruumschiff*, *Satelit*, *(Speiss) Schöttl* (ECKHARDT 1998, S. 88), *Schputnik* (ECKHARDT 1998, S. 87), *schwäreloos*, *Schwäreloosigkeit* (hingegen dial. *Schwäri*), *Sunnewind* (auch wo hdt. *Wind* = dial. *Luft*).

Geschäftswelt: *bewiirtschafte*, *Bisness(lönsch)*, *Böörse(kuurs)*, *Füerig(sschwechi)*, *Fusioon*, *fusioniere*, *globalisiere*, *Globalisierig*, *händle*, *Händling* (von engl. *to handle*), *Hypothekarzinssänkig* (DÄPP 2000, 108), *Konjunktuur*, *Konzäärn(leitig)*, *koutsche* (von engl. *to coach*), *Längzitaarbeitsloose*, *Luuser* (von engl. *to lose*), *Mänätschmänt*, *marktikonfoorm*, *Marketing*, *Meerwärt*, *Öiro*, *Pöblig Rileischen*, *privatisiere*, *Risikokapitaal*, *Scheerholder(wäljuu)*, *schnuppere*, *Schtellenabbou*, *Sozialplaan*, *Technologii(transfeer)*, *tschegge* (SchwId. XIV 1712), *Tschob* und *tscho-be* (SchwId. XIV 1688), *unfrüntlechi Übernaam* (Lehnübersetzung aus engl. *unfriendly takeover*), *usgschtüüret*, *Wäärig*, *Verwaltigsraat(smandaat)*, *Wältbank*, *Wirtschaftswachstum*, *Winner* (von engl. *to win*), *Zaligsmoraal*, *Zinssatz*.

Lebensmittel und Einkaufen: *Äärndnüssl* (auch wo hdt. *Erde* = dial. *Häärd*; *Schpaneschi Nüssli* veraltet), *Beischinke* (*Hamme* veraltet zusehends), *Bioprodukt*, *Choch* und *Chrüterbutter* (auch wo hdt. *Butter* = dial. *Anke* bzw. *Schmaalz*), *Chüelschrank* (auch wo hdt. *Schrank* = dial. *Schaft* oder *Chaschte*; vgl. dagegen luxemburgisch *Kiilschaff*), *Doose(bier)*, *Drink*, *Fetaa*, *Guurke* (oft neben älterem *Gguggumere*; aber

stets *Essigguurke, suuri Guurke*), *Halb-, Kafi- und Surraam* (auch wo hdt. *Rahm* = dial. *Niidle*), *Früschhaltepackig, iichouffe* (*Komissioone mache* veraltet zusehends), *Iichoufszänter, Joghurt, Johannisbeeri* (*Meertrübeli* veraltet zusehends), *Modällschinke* (Umdeutung aus *Modelschinke*, zu SchwId. IV 85), *Nektariine, Petfläsche* (PET = Kurzformel für Polyethylenterephthalat), *Rosiine* (*Wiibeeri* veraltet zusehends), *Ruggolaa, Sälbschtbedienig, schoppe, Schoppingzänter, tiefchüele, Tiefchüeler, Tiefchüelfach, tiefgfrüüre* (auch oft wo hdt. *tief* = dial. *töiff*), *Tschatni* (aus ind.-engl. *chutney*), *Verpackig(smateriaal)*.

Haushalt und Familie: *Bagi* (von engl. *buggy*), *Beibi(sitter)*, *Brieftreger* (neben älterem *Pöschteleter*), *Dädi, Eleierzijendi, Fänschterlade* (neben älterem *Fellladeoder Balgge*), *Feernsee* (während man sonst in die Ferne *luegt*), *Gebuurterückgang, Keericht* (neben älterem *Ghüder*), *Keerichtabfuer* (neben *Ghüderabfuer*), *Keerichtsack* (neben *Ghüdersack*), *Konteiner, Mueterschaft(suurloub)*, *Müllabfuer, Oma, Opa, Pätschwöörkfamilie, Polschtergruppe, Räntner* (neben älterem *Pensionierte*), *schtille* (älteres *d Bruscht gää* veraltet zusehends), *Schrickmuschter* (auch wo hdt. *stricken* = dial. *lisme*), *Set, Snagli, Spüeltrog* (SARBACH 2003, S. 16, statt *Schütttschtei*), *Tiini* (von engl. *teeny*), *Tömbler, Tooschter, Tshiins* (SchwId. XIV 1754), *Wägwärfwindle* (auch wo hdt. *werfen* = dial. *schiesse*), *Woonzimmer* (neben *Schtube*), *Zäntralheizig*.

Popmusikmarkt und Jugendkultur: *abgaa, abtanze, ächt* (i. S. von sehr), *ätzend, Disggo, Extäsi, Fään, Festival, Fixer, Fuud, fuude, geil, heiss* (i. S. von sehr gut, anziehend), *Iwent, Jugo, Jugotook, Hiphop, Hit(parade), Kid, kiffe, Kiiboord, kuul, Mann* (als Ausruf), *mega, Miss(waale), Model* (ersetzt älteres *Modäll*), *modle* (als Model arbeiten), *Oupeneer, Paarti, Pop(musig), Röp, räpe, Räper, riläxe, Rock, Saund, schpreie, Schpreier, Schtaar, Seggondo, snööbe, Snööber, Spiid, Striitpäreid, Szeene, Techno, waau* (von engl. *wow*; SchwId. XV31).

Sport: *Anaboolikum, Betröier, Biitschwöleiball, deltasäggle, Deltasägler, dope, Doping, Extreemschport(aart), fit, Fitness(zänter), Fuessballschiil* (*Schuttmätsch* veraltet), *Gleitschiirm, gleitschiirmflüge, Hoochleischtigsschport, inläinskeite, Inläinskeiting, Miiting, Pferd* (in Pferdesportkreisen ist die Bezeichnung *Ross* für ein Sportpferd verpönt), *Raad(renne)* (in Radsportkreisen ist die Bezeichnung *Welloo* verpönt), *Schpitzeschport(ler), Schponsoor, skeite, Transfeer(summe), Träaner bzw. Treener* (SchwId. XIV1070), *träniere bzw. treniere* (SchwId. XIV1070), *Träning bzw. Tre-*

ning (SchwId. XIV1070), *Übertraagigsrächt, Wältbeschzit, Wältklass, Wältschpitze; Mauntenbaiking, Känoing, Riverraafing, Friiklaiming, Böntschii-Tschömping* (ECKHARDT 1998, S. 85).

Auch feste Wendungen werden aus dem Hochdeutschen in die Mundart übernommen: *i gseh mi veralasst* (FRAUCHIGER 1989, S. 43), *die Büechermanne verwärfe d Häng* (SCHLUP 1995, S. 14), *heig me sech gschwore dicht z haute* (KRNETA 1996, S. 39), *alli Vorchehrige sy troffe* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 10), *hinder vorghaltener Hand* (STECK 2000, S. 176), *e grössere Schade verursacht* (STECK 2000, S. 180), *für di Niderlag z beschönige* (STECK 2000, S. 180), *ins Zwiilicht groote* (SF DRS, CH aktuell vom 18.9.2000), *es nöis Mänädschmänt setzt uf Medizinaaltechnik* (SF DRS, CH aktuell vom 18.9.2000), *wi sech d Polizei üüs gägenüber verhalte het* (WIDMER 2000, S. 17), ..., *das e Beruehigig iitritt* (SR DRS1 vom 4.5.2002).

In den Alltagswortschatz gelangen also mehr und mehr Begriffe und Wendungen des hochdeutschen Alltagswortschatzes bzw. einer internationalen Alltags- und Fachterminologie (zu dieser Terminologie vgl. BÄR 2000). Zwar standen Mundart und Hochdeutsch seit jeher in einem engen Abhängigkeits- und Austauschverhältnis. Heute ist diese Abhängigkeit aber besonders stark und einseitig: Die Mundart steht einseitig unter dem Einfluss des Hochdeutschen. Folgende Gründe können dafür geltend gemacht werden:

1. Das Bedürfnis der Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen, sich sprachlich von den Deutschen abzugrenzen, das in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr ausgeprägt war, ist heute markant schwächer.
2. Wir lesen alle tagtäglich Hochdeutsch (Plakate, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, Internet), hören hochdeutsch (Radio, Fernsehen, Internet) und schreiben Hochdeutsch.
3. Wir begegnen im In- und Ausland oft Fremden, mit denen wir Hochdeutsch sprechen müssen.
4. Während sich das öffentlich-rechtliche Monopolradio noch bis Anfang der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts dem Ideal der „reinen Mundart“ verpflichtete und den mundartlichen Ausdruck am Mikrofon kontrollierte, sind in den elektronischen Medien heute Vorschriften bezüglich des Mundartgebrauchs am Mikrofon sehr locker bis inexistent. Das hat zur Folge, dass man von der traditionellen Mundart über Szenen- und Fachmundart bis zum standardsprachlich formulierten

Text, der ad hoc in die Mundart übertragen wird und an dem ausser der Lautung nichts Mundart ist, alles hören kann.

Das rasche Veralten bzw. Aussterben grosser Teile des traditionellen mundartlichen Wortschatzes, der an traditionelle ländliche und kleinstädtische Lebensformen gebunden war, verstärkt eine Tendenz, die im Verhältnis Hochdeutsch/Mundart schon immer angelegt war: Wo hochdeutsche (bzw. englische) und mundartliche Bezeichnungen konkurrieren, erfährt die mundartliche Bezeichnung nicht selten eine Abwertung oder sie wirkt veraltet und überkommen; Beispiele sind *Aarzt/Tokter* (vgl. *Hutaarzt, Zanaarzt, Tieraarzt*), *Baan* oder *Zuug/Isebaan*, *Baanaagschtellte/Bäänler*, *Bäik* oder *Raad/Weloo*, *Brieftreger/Pöschtel*, *Fuessball schpile/(t)schutte*, *gägenüber/wisawii*, *Kamera/Fotoapparaat*, *Länker/Länkschtange* oder *Gidong*, *nackt/blutt*, *Pferd/Ross* (v. a. in der Sportsprache), *Räntner/Pensionierte*, *schnäll/hurti* oder *tifig*, *sitze/hocke*, *Skeit/Rollschue*, *überaarbeite/übertue*, *weniger/minder*, *Witwe/Witfrou*, *Woonzimmer/Schtube*.

Tritt dieser Effekt gehäuft auf, gerät der traditionelle Mundartaussdruck, also das, was man landläufig als gute Mundart zu bezeichnen pflegte, vorab bei jungen Sprecherinnen und Sprechern, als Ganzes in den Ruch des Veralteten, Überholten und Provinziellen. Vor allem dort, wo man mit dem Sprechen Zugehörigkeit zu einer modernen, zukunftsorientierten, urbanen Gesellschaft signalisiert, wird der mundartliche Ausdruck deshalb stark dem standardsprachlichen angeglichen. Hier ist der Einfluss der elektronischen Medien, die stets modern, aktuell und publikumsnah sein, also eine Art populäre Cheerleader-Funktion übernehmen wollen, besonders stark.

Mit dem traditionellen Wortschatz verlieren die Mundarten ihren reichen, aus diesem Wortschatz gebildeten Bestand an übertragenen, bildhaften Bezeichnungen und Ausdrucksweisen, der für sie so charakteristisch war:

Chnuppessaager: Langweiler, der endlos am gleichen herumrörgelt und nie zu einem Ende kommt, wörtl. einer, der an Holzverhärtungen herumsägt.

Chrüpfetriicker: verschlossener, hinterhältiger oder geiziger Mensch, urspr. Pferd, das die Unart hat, seinen Kopf auf den Futtertrog zu drücken.

Rossnagel: Kaulquappe, übertr. von Hufnagel des Pferdes.

Schutzgatter: Schussel, unachtsamer Mensch, urspr. Fallgitter einer Befestigung, das bei Gefahr schnell heruntergelassen werden musste.

Schleipfroog: langsamer Mensch, urspr. Brems-, Hemmschuh für eisenbereifte Holzspeichenräder.

Schtalle: zurechtweisen, urspr. das Vieh in den Stall führen und anbinden.

Tüürligiiger: Durchfall, zu Grunde liegt die Vorstellung der quietschenden Aborttüre.

i Sänkel stelle: zurechtweisen, von veraltet *Sänkel* = senkrechte Stellung.

ufpasse win e Häftlimacher: auf der Hut sein, vorsichtig sein; von *Häftlimacher* = Haftmacher (ausgestorbenes Handwerk).

win e Muni in e Chrishuuffe: kopfvoran, wörtl. wie ein Stier in einen Haufen Tannenzweige.

ds Höi nid uf dr gliiche Büni haa: nicht gleicher Meinung sein, übertr. aus der bäuerlichen Terminologie (Heubühne über dem Stall).

d Milch abegää: nachgeben, zahm werden, übertr. aus der Terminologie des Melkens.

Selbstverständlich sind in den Mundarten auch neue übertragene, bildhafte Bezeichnungen und Ausdrucksweisen nachweisbar. Aber sie sind weniger einzeldialektspezifisch, oft aus dem Hochdeutschen übernommen und halten sich oft weniger lang:

abeschalte: langsamer machen, übertr. aus dem Bereich der Motorisierung.

unterbeliechtet (auch hdt.): geistig nicht auf der Höhe; übertr. aus dem Bereich der Fotografie.

Gaas gää (auch hdt.): sich beeilen; übertr. aus dem Bereich der Motorisierung.

uf Tuure choo (auch hdt.): in Schwung kommen, übertr. aus dem Bereich der Motorisierung.

am Ball bliibe (auch hdt.): seine Stellung behaupten, übertr. aus dem Fussballsport.

hets dr dr Tship useknallt: hast du den Verstand verloren, übertr. aus dem Bereich der Mikroelektronik.

faltsch programmiert sii (auch hdt.), *di faltschi Softweeer haa*: nicht verstehen, übertr. aus der Computertechnik.

Kein Schweizer, keine Schweizerin sagt bis jetzt: *I bi z Bäärn gwese* bzw. *i war z Bäärn* oder *das isch mis Gäärtche*. Es gibt also auch in den Bereichen der Wortbildung, der Flexion und des Satzbaus zahlreiche mundartspezifische Formen, welche noch heute strikte eingehalten werden. Dennoch macht sich der Einfluss des Hochdeutschen auch in der Grammatik zunehmend bemerkbar:

1. Der Klasse der Nomen, welche den Plural auf -s bilden, gehören im Hochdeutschen mit wenigen Ausnahmen nur Wörter fremder Herkunft an, z. B. Foto/Fotos, Taxi/Taxis. In den traditionellen Mundarten war die Pluralbildung auf -s unbekannt (*Foto/Fotone* bzw. *Foti/Fotine*, *Taxi/Taxi*; s. LÖTSCHER 1983, S.91). In der heutigen Mundart fasst die Pluralbildung auf -s, die mit englischen Fremdwörtern eindringt, vor allem mit festen Pluralformen wie *Pömps*, *Schoorts*, *Tschiins*, *Tschips*, sehr rasch Fuss, und erfasst auch nichtenglische Wörter: *Bäiks*, *Festiwals*, *Fotos*, *Gäägs*, *Händis*, *Hits*, *Iwents*, *Kids*, *Liiblis*, *Autos* (älter *Auto*), *Schtaus*, *Schtreiks* (älter *Schtreik*), *Skeits*, *Snööbers*, *Taxis*, *Tipps*, *Tiischis* (*Tiischi* = Mundartkurzform für engl. *T-shirt*), *Trams* (älter *Tram*), *Tricks* (älter *Trick*, *Tricke*), *Trips*; *Haarsprays* (SCHÄDELIN 1986, S. 83), *sächs Saisonniers* (BURREN 1989, S. 17), *Machos* (FRAUCHIGER 1989, S. 51), *Cafeterias* (ECKHARDT 1998, S. 176), *Details* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 7), *dusse stö Ferraris*, *Lamborghinis*, *Porsches* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 73), *Nobelhotels* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 73), *Infos* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 85), *uf de Bahamas* (DÄPP 2000, S. 13), *Velopneus* (STECK 2000, S. 14), *Laamaas* (SR DRS1, Regionaljournal Innerschweiz vom 9.7.2001), *Schtelenabbous* (SR DRS1, Regionaljournal Zürich-Schaffhausen vom 24.7.2001), *mit sine Schiis* (SR DRS1, Sport und Musik vom 27.10.2001).

Parallel breitet sich innerdialektal die Pluralbildung auf *-ene/-ine* sehr rasch aus. Sie galt ursprünglich nur für Feminina auf *-i* (z.B. *Chuchi/Chuchene*, *-ine*, *Büni/Bünene*, *-ine*), erfasst aber seit etwa Mitte des letzten Jahrhunderts und heute verstärkt sowohl Feminina ohne Pluralkennzeichnung, *Chile/Chilene* (älter *Chile/Chile*), *Tüüre/ Tüürene* (älter *Tüüre/Tüüre*), wie auch solche, welche eine deutliche Pluralkennzeichnung aufweisen: *Frou/Frouene* (älter *Frou/Froue*), *Muur/Muurene* (älter *Muur/Muure*); *Schachtlene* (HILTY-GRÖBLY 1952, S. 111), *Wulchene* (BURKHALTER 1957, S. 49), *Schubladene* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 62), *Hallene* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 72), *Bürotüürene* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 85), *Studene* (SARBACH 2003, S. 11), *Eichene*, *Würzene* (SARBACH 2003, S. 12), *Redene* (SARBACH 2003, S. 27), *Buechene* (SARBACH 2003, S. 49). Beide Pluralformen werden von jungen Moderatoren und Moderatorinnen in den elektronischen Medien auffällig oft verwendet; offenbar entsprechen sie einem modischen Trend.

2. Besch/Löffler schreiben: „Der Dialekt kennt keine Genitive.“ (BESCH/LÖFFLER 1977, S. 57, vgl. LÖTSCHER 1983, S. 92). Diese Behauptung widerlegt Werner

Marti, der in seiner „Berndeutsch-Grammatik“ den Gebrauch des Genitivs im Berndeutschen mit Beispielen dokumentiert (W. MARTI 1985, S. 85 und 224 f.). Auch in der Mundartliteratur lässt sich der Gebrauch des Genitivs belegen: *Wunderfitzes Abetiür* (MEIER-NOBS 2000, S. 103), *Grosvatters Geischt* (STECK 2000, S. 32), *Rosmarie Fischers Nummero* (STECK 2000, S. 42), *Sylvias Frage* (STECK 2000, S. 43), *Albin's blutte Buuch* (SARBACH 2003, S. 9).

3. Obwohl das Partizip Präsens, ausser in sehr seltenen stehenden Ausdrücken wie *i hängende Rächte*, der Form und der Verwendung nach im Dialekt unbekannt sein soll (vgl. BESCH/LÖFFLER 1977, S. 67 f., W. MARTI 1985, S. 141), wurde es in der älteren Mundartliteratur geschrieben und wird es in der heutigen gesprochenen und geschriebenen Mundart immer häufiger angewendet: *es lüüchtends Bischpiil, fliessends Wasser, am louffende Band, vor louffender Kamera, bi louffendem Mootor, uf em Louffende sii, en eleierziejendi Mueter, en aaschteckendi Chrankheit; schtrahlend* (FRÖHLICH 1922, S. 10), *triumphierend* (FRÖHLICH 1922, S. 13), *vom kommende Schriftstellerehepaar* (SCHALLER 1975, S.47), *es abführends Mittel* (MEINEN 1979, S. 88), *an wiegende Bäum* (Robert Karch zit. nach MEYER 1983, S. 220), *hutschpannends Rasierwasser* (SCHÄDELIN 1986, S.97), *Angersdänkendi* (BURREN 1989, S. 50), *zunere füerende Induschtriemacht* (BURREN 1989, S. 54), *(zu) schwindelnde Hööchine* (FRAUCHIGER 1989, S. 83), *unbedüttendi Sache* (LÖFFEL-SCHUMACHER 1989), *e reizendi Idee* (KÖHLER 1990, S. 136), *dringendi Arbeit* (LEHMANN 1991, S. 8), *wouschmökendi Schoggi* (LEHMANN 1991, S. 32), *zumene florierende Gschäft* (SCHLUP 1995, S. 45), *umwärfendi Interpretazione* (KRNETA 1996, S. 38), *än nasse früürende komische Vogel* (MORGER 1997, S. 31), *än rasselnde Wecker* (MORGER 1997, S. 33), *zum bestehende Vertrag* (BALZLI 1998, S. 11), S.38), *wohlpräsentierend* (STECK 2000, S. 77), *wohlhabend* (STECK 2000, S. 81), *überyntimmendi Meinige* (STECK 2000, S. 96), *im entsprächende Tonfall* (STECK 2000, S. 115), *erlabendi Sunnewermi* (STECK 2000, S. 116), *erquickendi Erlichterig* (STECK 2000, S. 129), *(mit) emene grännenden Oug, mit emene lachende* (DÄPP 2000, S. 41), *freischaffende Computer-Spezialischt* (DÄPP 2000, S. 116), *fäderfüerend* (SF DRS, CH aktuell vom 18.9.2000), *erdrückendi Übermacht* (STRAUB 2001, S. 75), *vo ihrer abwäsende Laura* (W. MARTI 2001, S. 59), *bi de Schlafende* (SARBACH 2003, S. 8), *das wartende Töri* (SARBACH 2003, S. 10), *liecht stächendi Ouge* (SARBACH 2003, S. 17), *zämeläsend, schwitzend u*

schwygend (SARBACH 2003, S. 24), *die fählendi Körpergrössli* (SARBACH 2003, S. 30).

4. Das Futur wird in den traditionellen Mundarten meistens mit dem Präsens und oft mit Hilfe von Zeitpartikeln gebildet (vgl. LÖTSCHER 1983, S.97), z.B. *i chume de moorn* versus *ich werde morgen kommen*, *mir gses de* versus *wir werden sehen*. In der älteren Mundartliteratur sind jedoch Futurbildungen mit *werden* nachweisbar und in den heutigen Mundarten kommen sie immer häufiger vor: *wiirschs dään gsee* (älter *gseeschs dänn*), *er wiirt scho choo* (älter *er chunt dänn scho*): *wenn's triumphierend wird si Rächnig vorwise bim Unggle, und de denn so troche wird säge* (FRÖHLICH 1922, S. 13), *d Wält würd zäges sälber zuen üüs cho, d Ysebahn würd Wohlstand u Unabhengigkiit i üüsi Talschaft bringe* (MEINEN 1979, S. 97; *würd* mit gerundetem *i*), *(es) wird eso blybe* (FRAUCHIGER 1989, S. 37), *dass d Meitschi morn mit vil Fröid wärde spile dermit* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 17), *mir wärden üüs versta* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 81), *was aber i Zuekunft passiere wiirt* (SF DRS, CH aktuell vom 18.9.2000), *wievil Leerling, das me no wiirt nöi iischtele* (SF DRS, CH aktuell vom 18.9.2000), *mit de Jahre wird si sicher no ryffe* (SARBACH 2003, S. 18), *wo si spät ir Nacht am schnarchelnde Traugott wird verzelle* (SARBACH 2003, S. 28).
5. Oft werden schwerfällige Passivkonstruktionen geschrieben, wo die aktive Form stilistisch besser wäre: *we Lüt entgäge chöme, wird dr Totegreber mitsamt Chare u Esel ehrfurchtsvoll ggriisst* (SARBACH 2003, S. 203).
6. Auch im Bereich der Wortbildung sind Angleichungen an das Hochdeutsche zu beobachten:

Die im Berndeutschen auf *-e* auslautenden weiblichen Substnative (z. B. Sing. und Pl. *Leerere, Sängere, Schriinere*) werden nach hochdeutschem Muster mit dem Suffix *-in/-inne* gebildet: *Profässorin* (FRAUCHIGER 1989, S. 52), *Begleiterinne* (FRAUCHIGER 1989, S. 60), *Nachbarinne* (SCHLUP 1995, S. 33), *Bewärberinne* (STECK 2000, S. 34), *Europäerinne* (STECK 2000, S. 58), *Mitschüelerinne* (STECK 2000, S. 81), *Lehrerinne* (WIDMER 2000, S. 101), *Arbeiterinne* (DÄPP 2000, S. 99).

Markant häufig sind die Übernahmen von oft sinnverdichtenden Verben bzw. attributiv gesetzten Adjektiven aus der Standardsprache:

Bildungen auf *be-*: *behuetsam* (FRAUCHIGER 1989, S. 42), *betrunke* (LÖFFEL-SCHUMACHER 1989, S. 42), *besorgti Verwandti* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 27), *beachtet* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 73), *bestrafe* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 79), *besorgti Mueter* (STECK 2000, S. 93), *beunruhiget* (STECK 2000, S. 117), *beschönige* (STECK 2000, S. 180).

Bildungen auf *un-*: *ds unumgänglich Nötige* (MEINEN 1979, S. 42), *e unverhüratete Zuestand* (MEINEN 1979, S. 43), *wäge dem unliebsame Zwüscheffall* (MEINEN 1979, S. 53), *(es schmecki) nah unverdorpner Landschaft* (U. SCHMID 1984, S. 15), *unlösbari Problem* (FRAUCHIGER 1989, S. 12), *uninträssant* (MORGER 1997, S. 23), *unintressiert* (STECK 2000, S.74), *unübersehbar* (STECK 2000, S. 75, FRAUCHIGER 1989, S. 59), *unkontrollierbar* (STECK 2000, S. 134), *unbekümmeret* (STECK 2000, S. 149), *trotz ihrer unbestrittenen Intelligänz* (STECK 2000, S. 161), *vo mene unyholbare Vorbild* (STECK 2000, S. 181), *unaaständig* (DÄPP 2000, S. 103), *ab däm unüberträffbare Mangel* (WIDMER 2000, S. 13), *i dere unbezwingbare Muur* (SARBACH 2003, S. 24), *lut all dene Brichte* (SARBACH, S. 44).

Bildungen auf *zer-* (BESCH/LÖFFLER 1977, S. 76): *zerspringt* (STECK 2000, S. 152), *zermürbend* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 42), *zerschlisse* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 71).

Bildungen auf *-g(e)mäss*: *sinngemäss*, *erwartigsgemäss* (STECK 2000, S. 91).

Bildungen auf *-haft*: *gloubhaft* (STECK 2000, S. 126), *vorteilhaft* (STECK 2000, S. 126).

Bildungen auf *-los*: *emotionslos* (STECK 2000, S. 50), *sälbschtlos* (STECK 2000, S. 96), *vo verantwortiglose Chaote* (FRAUCHIGER 1989, S. 43), *fassigslos* (HABEGGER 1998, S. 66), *aaschpruchslos* (KRNETA 1996, S. 11).

Bildungen auf *-technisch*: *finanztechnisch* (FRAUCHIGER 1989, S. 36), *versicherungstechnischi Problem* (FRAUCHIGER 1989, S. 39), *verkheerstechnisch* (ECKHARDT 1998, S. 37).

Bildungen auf *-wys*: *unnötigerwys* (STECK 2000, S. 40), *bezeichnenderwys* (STECK 2000, S. 114).

Viele dieser Wortbildungen verdichten den Sinn von Handlungen oder Sachverhalten einer Satz- oder Teilsatzkonstruktion in einem Wort: *ds unumgänglich Nötige* ist *daas*, *wo unbedingt nötig isch*; *unlösbaari Probleem* sind *Probleem*, *wo me nid cha lööse*. Verdichtungen, die für die moderne Standardsprache so cha-

rakteristisch sind, wirken statisch und hemmen den Sprachfluss. Sie machen die Mundart, in der das Verb, das die Handlung vorantreibt, im Zentrum stehen sollte, schwerfällig und ungelenk.

7. Verdichtend und schwerfällig wirken in geschriebener Mundart auch Häufungen attributiver Elemente im Vorfeld von Substantiven, welche ebenfalls aus der geschriebenen Standardsprache übernommen werden: *achegschlückti, aber unverdouti töiffi Enttüüschig* (LÖFFEL-SCHUMACHER 1989, S. 39), *am hoffnigsloos väschuldete Dichter* (MORGER 1997, S. 21), *es romantisches Huus mit im Summer grünen verwachsene Fassade* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 13), *fürn es vilecht no zuesätzlechs Familiemitglied* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 16), *trotz ihrne bereits achtessächzg Länze* (STECK 2000, S. 25), *en einigermasse gordneti Bibliothek* (STECK 2000, S. 33), *di wache, ufmerksame, aber liecht misstrouische, graugrüenen Ouge* (STECK 2000, S. 42), *en unübersehbar grossi, glänzigi Aluminiumtafele* (STECK 2000, S. 48), *für reini, zwäckfreiiji, spilerischi Fantasie* (WIDMER 2000, S.96), *dr mängisch seer verbissnig Faarer* (SR DRS1, Sport und Musik vom 27.10.2001), *sys scho chly ygschlafene Misstroue* (SARBACH 2003, S. 77), *trotz de scho echly erloschene Farbe* (SARBACH 2003, S. 179) und vollends missglückt *dä under Drogeniifluss gstandeni Maa* (Schaffhauser Fernsehen 22.6.2003).

Auch unnötige, oft schwerfällige Substantivierungen machen die Mundart ungelenk: *es wüirt Herbscht* statt *es herbschtelet*, *en äärztlechi Underversoorgig uf em Land* statt *zweeni Tökter uf em Land*, *e Grüenaalaag mit altem Boumbeschtand* statt *e Paark mit alte Böim*, *ds Heimet mit Landzuechouf vergrösseret* (FLÜCKIGER-HORISBERGER 1989, S. 91) statt *Land zuechouffe für ds Heimet z vergrössere*, *Schwarzhandel tribe* (FLÜCKIGER-HORISBERGER 1989, S. 37) statt *schwarz händele*, *d Hofübernahm isch a üs häre cho* (FLÜCKIGER-HORISBERGER 1989, S. 51) statt *mir hei dr Hoof müessen übernää*.

8. Die meisten schweizerdeutschen Mundarten verwenden bei gewissen Lokalangaben auffallend andere Präpositionen als das Hochdeutsche: *z Basel*, *z Olte* statt *in Basel*, *in Olten*; *uf Bäärn*, *uf Gänf* statt *nach Bern*, *nach Genf*; *vo Schweede*, *vo Itaalie* statt *aus Schweden*, *aus Italien*. Heute werden, vor allem von jungen Sprechern und Sprecherinnen, die hochdeutschen Präpositionen verwendet (s. W. MARTI 1985, S. 180): *nach Biel* (DÄPP 2000, S. 18), *i bi nach Paris*, *i bi nach*

Dütschland (LUGINBÜHL/KELLER 1987, S. 44), *in Ulm, in Bärn, in Basel* (STECK 2000, S. 15), *in Südfrankrych* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 45)

9. Die traditionellen Mundarten haben weniger Konjunktionen als die Hochsprache. Vor allem der Bestand und der Gebrauch der unterordnenden Konjunktionen weicht erheblich ab von der Hochsprache. In den Mundarten können jedoch die gleichen logischen Satzbeziehungen wie in der Hochsprache ausgedrückt werden (BESCH/LÖFFLER 1977, S. 85): z. B. *nachdem er den Mantel ausgezogen hatte, setzte er sich an den Tisch = won er dr Mantel het abzoge ghaa, isch er a Tisch ghocket; obwohl es regnete, schien die Sonne = trotdäm das es het gränet, het d Sunne gschune; beeile dich, damit du den Zug erreichst = pressier, das d dr Zuug verwütschisch*. Heute werden, vor allem von jungen Sprecherinnen und Sprechern, Konjunktionen aus dem Hochdeutschen in die Mundarten übernommen (vgl. LÖTSCHER 1983, S.115); auch in der Mundartliteratur werden solche Konjunktionen sehr häufig verwendet: *d Induschtrie blüezi uf, obwohl hie nüt blüejit* (U. SCHMID 1984, S. 59), *u ha dä müesse hürate, obschon dass i dä Maa gar nid rächt ha chönne liebe* (LUGINBÜHL/KELLER 1987, S.20), *nid nume als die Wahre, sondern o als die Gsunde* (FRAUCHIGER 1989, S. 9), *das hilft eim allerdings o nid wyter, denn si unterschribe meischtens nume mit de Initiale* (FRAUCHIGER 1989, S. 9), *der SC Bärn wird vermuetlech sibe nöiji Kanadier yflüge, damit sicher gäng zwe y-satzfähig sy* (FRAUCHIGER 1989, S. 13), *das isch klar, obschon sech d Redli vo dr Firma wyterdräje* (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 88), *jede Augblick lueg'i uf t'Uhr, obwohl i nüüt abgmacht ha* (MORGER 1997, S. 32), *(er isch) zu der Wehrmacht yzoge worde, obschon er Schwyzer isch gsy* (STECK 2000, S. 13), *(si isch) ersch am halbi zähni müehsam erwachet, obschon si eigetlech e Früeufsteheren isch gsy* (STECK 2000, S. 61), *(er isch) nid Oberchällner, sondern Oberhochrächner* (DÄPP 2000, S. 35), *deswäge isch er freiwillig i d Schwiz zrugg gcheert* (Regionaljournal Zürich-Schaffhausen SR DRS1 vom 25.9.2001), *obschon dr Albin fasch yschlaft, tuet er ds glyche* (SARBACH 2003, S. 173), *obwohl är gärn bereit isch, frömdi Brüüch z teile, man er glych nid mitmöögge* (SARBACH 2003, S. 189).

In einem Gespräch mit Gerhard W. Baur sagt Georg Thürer:

So betrachte ich es als einen Mangel der Mundart, dass sie keinen Ersatz für das Wort „sondern“ hat. Wenn ich sage, „wir müssen diese Frage nicht nur vom finanziellen, sondern auch vom menschlichen Standpunkt aus betrachten“, so hat die Mundart kein entsprechendes Wort. Man

müsste sagen: „Mir müend jetzt halt die Frag nüd bloss vom Gäld her aluege. Die ganz Frag het au e menschlich Site.“ (BAUR/FLUCK 1976, S. 185)

10. Entgegen dem Hochdeutschen haben die schweizerdeutschen Mundarten bei der Relativsatzbildung kein eigentliches Relativpronomen (*der, die, das*), sondern ein Relativpartikel (*wo*). Allerdings verfügten die Mundarten früher, zumindest laut schriftlichen Zeugnissen, über Relativpronomen; man findet sie in der alten Mundartliteratur, noch sehr oft bis Ende 19. Jahrhundert (vgl. LÖTSCHER 1983, S. 111; W. MARTI 1985, S. 235): z. B. *doch öpper ist, der vo der g'winnt* (G. J. KUHN (1775-1849) 1913, S. 72), *Du arme Ma! Du arme Ma! Der nit sys Wybli chüsse cha!* (G. J. KUHN 1913, S. 94), *Leb wohl, du schönsti Nacht vom Maie / Die je vergoht mit Wy und Gsang; Sind's d'Lieder die noch wiederhalle* (BURCKHARDT 1853, S.5), *so gsehn i uf emal us eme Guggehüürli usen öppis Glänzigs luege, das si öppedie es bitzeli verrodt hät* (CORRODI 1886, S. 18), *das isch en alte, alte Gri-tti, dä nüt meh von üser Zyt versteit* (SCHILD (1821-1889) 1960, S. 96), *e wetterlig grosse Metzgerhund, dä ne Maitli umgrennt het* (SIEBER 1884, S.3), *ihres Chind, das uffä bärzet an der Fraua Chleid* (HENNE (1798-1870) o. J., S.21), *a menge lustige Tag, au menge scheene, er si bsinne mag, den er erläbt* (MEYER-MERIAN 1882, S. 39), *nur lait er allemol no eppis Bsunders dry, uff das me doch nit gfalle wär derby, wie noh 's au lyt, und das aim z'dängge git* (MEYER-MERIAN 1882, S. 40 f.).

Die Regel, dass attributive Relativsätze mit *wo* einzuleiten sind, wurde im 20. Jahrhundert strikte eingehalten, weil *wo*-Relativsätze als wichtiges Kennzeichen guter Mundart galten; z. B. sagt Georg Thürer: „Es geht natürlich nicht an, dass man Relativsätze mit einem anderen Fürwort beginnt als mit 'wo', sonst müsste man es ankreiden“ (zit. nach BAUR/FLUCK 1976, S. 188). Heute sind mit Relativpronomen (*der, die das*) eingeleitete Relativsätze in mundartlicher Rede dort zu hören, wo, z. B. in elektronischen Medien, Expertenwissen und Fachkompetenz signalisiert werden soll und stark standardsprachlich eingefärbte Mundart gesprochen wird: *d Kontakt zu dene Schtaate, die allerdings nid in dr EU sind* (Bundespräsident Leuenberger im freien Gespräch, SF DRS 31.7.2001), *mit gwüssen I-ischränkige, die du aber scho aagfüert hesch* (Radiodirektor Walter Rüegg im „Persönlich“ auf SR DRS1 vom 10.8.2003).

11. Sobald zwei Verbteile am Satzende zusammenkommen, zum Beispiel in zusammengesetzten Zeiten oder mit Modalverben, sind in den Mundarten die Verben in anderer Reihenfolge angeordnet als im Hochdeutschen. In zusammengesetzten Zeiten betrifft das nur das Berndeutsche: Dort geht im Nebensatz das Hilfsverb dem Partizip voran: *Dr Peter het wölle choo* versus *Peter hat kommen wollen*. *D Mueter het müesse schaffe* versus *Die Mutter hat arbeiten müssen*. *Er isch i d Aare ga bade, troztdäm das er nid het chönne schwümme* versus *Er ist in die Aare baden gegangen, obwohl er nicht hat schwimmen können*.

Jüngere Dialektsprecherinnen passen die Wortstellung mehr und mehr dem hochdeutschen Satzmuster an: *Er hät nöd choo wele*. *Si hät no schriibe müese*.

Der Einfluss des Hochdeutschen ist also ohne Zweifel stärker spürbar als früher. Aber dass er bereits 1930 in eine vergleichbare Richtung wies, zeigt sich in August Steigers Schrift „Sprachlicher Heimatschutz in der deutschen Schweiz“ von 1930:

Das Schriftdeutsche dringt aber nicht nur durch jene gesprochenen Leitartikel [der Vereinsredner und Politiker] in unsere Mundart ein; auch schon die Sprache des einfachsten Haushalts ist schriftdeutsch durchseucht. Wer in Zürich ein halb Pfund „Anke“ bestellt, kann es erleben, dass ihm der Verkäufer die Bestellung wohlwollend bestätigt mit den Worten: „E halb Pfund Butter“. Es gibt dort auch schon „Kardoffelsalat“, und aus Chüttene, Chestene und Bölle sind schon längst Quitte, Kastanie und Zwieble geworden. D'Stäge heisst Treppe und der Gang Korridor. Eine Arbeitslehrerin erteilt ihren Unterricht zürütütsch, verbietet aber den Kindern zu sagen lisme, büeze, Gufe; „es heisst“ stricke, näe, Stecknadle usw. Man reist auch nicht mehr „uf Chostez abe“, sondern „nach Konstanz“ und übernachtet nicht mehr „z'Basel“, sondern „in Basel“. D'Jumpfere Schnider von dazumal heisst jetzt Fräulein Schneider usw. In der Ostschweiz ist diese Entwicklung oder Verbildung schon weiter gediehen als in Bern; aber auch den Bernern hat Otto von Greyerz mit seinem köstlichen Lustspiel „Hei Si, wie Si, cheu Si“ schon längst eine Mahnung geben müssen. Früher wünschte man sich „e guets, glückhaftigs Neus Jahr“ und man stiess an „zum Wohlsi“ oder auf „Gsundheit“ - jetzt heisst es in beiden Fällen „Prosit!“, genau wie in - Berlin. In wohlgemeinten Neckereien gewöhnen wir uns gegenseitig unsere landschaftlichen Eigentümlichkeiten ab und damit schriftdeutsche Gemeinsamkeiten an, und ohne es zu merken, nähern wir uns immer mehr der Schriftsprache. Gerade weil wir's nicht merken und uns auf den scheinbaren Gebrauch der Mundart noch etwas zu gute tun, ist dieses innere Gefahr der allmählichen Angleichung an die Schriftsprache grösser als die des bewussten Übergangs. (STEIGER 1930, S. 14 f.)

Angesichts der Tatsache, dass seit über hundert Jahren der Untergang der Mundarten beklagt wird, halten sie sich doch bis heute recht gut, wobei zu bedenken ist, dass der

jüngst beobachtete raschere Wandel ohne die kriegsbedingte Isolierung und Abgrenzung gegenüber dem deutschen Reich wohl früher eingesetzt hätte. Ja, viele Beobachtungen lassen geradezu vermuten, dass diese Zeit intensiver Abgrenzung, gesteigerten Sprachbewusstseins und strenger Sprachpflege Ausnahmecharakter hatte, weil der Einfluss des Hochdeutschen auf die Mundarten vorher stärker war und seit den späten sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts wieder zunehmend stärker wird.

Sprechen und schreiben wir in der deutschen Schweiz angesichts des weitgehenden Umbaus unseres Wortschatzes und der Übernahme hochdeutscher Muster in Wortbildung, Flexion, Satzbau und Stil überhaupt noch Dialekt? Verschiedentlich ist versucht worden, mit dem Begriff „Umgangssprache“ zu operieren. Der Berner Schriftsteller Kurt Marti gab 1967 seinem ersten Mundartgedichtband „rosa loui“ den Untertitel „vierzg gedicht ir bärner umgangsschprach“. Später erklärte er in einem Gespräch, was er mit Berner Umgangssprache meinte:

Die Mundart, Dialekt, das wurde ja immer verstanden als Mundartpflege und zwar in dem Sinne, dass man sich bemüht hat, und dann auch darauf geachtet hat, dass es ein sogenannt „sauberer Dialekt“ und eine saubere Mundart, reine Mundart sei, also korrekte Mundart. Und man hat Mundart und Dialekt auf einem bestimmten Stand konservieren wollen, gerade in der Dialektliteratur. Und nun war meine Absicht die: nein, das will ich nicht. Ich will nicht einen Sprachstand konservieren, der an sich sehr schön ist, und ich will nicht Dialektpflege machen, sondern ich will in der Sprache schreiben, in der wir sprechen - in der ich spreche, genau gesagt. Also, man kann mir sicher nachweisen, dass das und jenes nicht korrekt ist im Dialekt. Ich schreibe aber mit Absicht einen vom rein sprachpflegerischen Gesichtspunkt aus unreinen Dialekt, nämlich den, den wir heute gebrauchen. [...] Deshalb verfiel ich auf das Wort „Umgangssprache“. Umgangssprache ist die Sprache, mit der ich selber umgehe im Gespräch mit anderen. Also eine gewisse Distanzierung zu dem, was vorher als Dialekt dichtung bestanden hat. (zit. nach BAUR/FLUCK 1976, S. 115)

Marti und andere Vertreter der neuen Mundartliteratur benutzten also den Begriff „Umgangssprache“, um sich mit ihm von der traditionellen, sprachpflegerisch ausgerichteten Mundartliteratur abzugrenzen, welche sich dem zu Beginn des 20. Jahrhunderts herrschenden Credo verpflichtet hatte, unsere Mundarten und damit auch unsere Eigenart sei nur zu retten, wenn Mundarten und Standardsprache strikte auseinandergehalten würden, d. h. wenn neben dem „reinen Deutsch“, der Standardsprache, eben auch eine „reine Mundart“ gepflegt würde (vgl. VON GREYERZ 1922; HAAS 1989, S. 564-569; HAAS 1992). Nur hätte eine strenge Einhaltung dieser Forderung wohl be-

dingt, die Mundart auf einem bestimmten Stand einzufrieren und zu schützen, was auch bedeutet hätte, sie im Alltag nicht mehr zu sprechen.

Im Jahr 1976 veröffentlichte der Baselbieter Volkskundler Eduard Strübin den Aufsatz „Zur deutschschweizerischen Umgangssprache“, den er mit folgenden Worten beginnt:

Das Schweizerdeutsche ist die alltägliche Verkehrssprache des Deutschschweizers und in diesem Sinne seine Umgangssprache. Es befindet sich in einer „ausgeprägten Umbruchs-Situation“: „Schweizerdeutsch“ wurde noch vor kurzem der Mundart gleichgesetzt; dem heutigen Betrachter muss es als komplexes, schwer durchschaubares Gebilde erscheinen. (STRÜBIN 1976, S. 97)

Strübin, der feststellt, dass die „klassische“ Mundart zur Bewältigung des „modernen“ Lebens offenbar nicht auskommt, fragt, mit welchen Mitteln die deutschschweizerische Umgangssprache den „heutigen“ Lebensverhältnissen angepasst wird, und nennt vier Erscheinungen:

1. der Ausgleich der Lokal- und Regionalmundarten
2. die Übernahme einer internationalen technischen Sachsprache
3. die Hinwendung zu einer „gebildeten“, hochdeutsch getönten höheren Verkehrssprache
4. der „Trend“ zu einer gefühlsbetonten mittleren und niederen Verkehrssprache, zum Slang.

Aufgrund seiner reich dokumentierten Untersuchungen beschreibt Strübin am Schluss seiner Arbeit die deutschschweizerische Umgangssprache formelhaft vereinfacht so:

Temperierte Mundarten im Spannungsfeld zwischen einer internationalisierten Sachsprache, einer wesentlich vom Hochdeutschen mitbestimmten höheren Verkehrssprache und einem teils von Deutschland her beeinflussten, teils eigenständigen schweizerdeutschen Slang. (STRÜBIN 1976, S. 145)

Wie Kurt Marti verwendet Strübin den Begriff „Umgangssprache“, um damit moderne Mundart- bzw. Dialektformen gegenüber traditionellen abzugrenzen und widerspricht damit dem sprachwissenschaftlichen Gebrauch des Begriffs, mit dem eigenständige, zwischen Standard und Dialekt liegende Varianten bezeichnet werden. Im Gegensatz zu Marti und Strübin stellen Barbour/Stevenson fest:

Wie auch immer sich das Verhältnis zwischen den zwei Varietäten [Hochdeutsch und Dialekt] gestaltet, die Deutschschweiz ist insofern ein Sonderfall, als sich hier im Unterschied zu allen anderen Teilen des deutschen Sprachraums keine intermediäre, umgangssprachliche Ebene entwickelt hat. (BARBOUR/STEVENSON 1998, S. 242)

Folgt man Marti und Strübin, müssten wir den Begriff „Umgangssprache“ diachronisch definieren, d. h. bis zu einem gewissen Zeitpunkt in der Sprachgeschichte sprächen wir von Dialekten bzw. Mundarten, ab diesem Zeitpunkt von Umgangssprachen. Dabei stellen sich dieselben Probleme wie dort, wo versucht wird, traditionelle, „reine“ von moderner, „verflachter“, „schlechter“ Mundart mit Ausgleichs- und Vermischungstendenzen zu unterscheiden. Wo ist der Zeitpunkt anzusetzen, an dem der Wandel einsetzt, und weshalb gerade da? Nach der Gründung des Bundesstaates 1848, an der Schwelle zum 20. Jahrhundert, nach dem Zweiten Weltkrieg, nach 1968? Angehörige verschiedener Generationen werden in dieser Frage unterschiedlich urteilen.

Was sich verändert, sind unsere Mundarten als ganze. Nirgends bleibt ein traditionellerer, urchigerer Bodensatz, auf den wir, wenn wir wollten, zurückgreifen könnten. Diese Veränderung ist sehr komplex; sie verläuft nicht gradlinig. Sie kann weder als unaufhaltsame Annäherung an das Hochdeutsche gedeutet werden, noch führt sie in absehbarer Zukunft zu einem Einheitsschweizerdeutsch. Walter Haas schreibt:

Rückgrat der regionalen Sprachidentität bilden die Laute und die Formen. In diesen Bereichen scheint weniger Ausgleich stattzufinden, als man gemeinhin glaubt. Der regionale Wortschatz dagegen reduziert sich ebenso wie die typischen Sprechweisen immer mehr. Die Ausgleichsvorgänge sind kompliziert, aber ähnliches geschieht als Folge der Modernisierung auf internationaler Ebene auch den Standardsprachen. Die Wortschatz- und Stilveränderungen erhalten die Funktionstüchtigkeit der Mundarten in einer veränderten Welt, damit aber erhalten sie die Mundarten selber. Die Dialekte bewahren sich genügend Eigenarten, um auch in Zukunft denen, die sie sprechen, wie denen, die sie nicht sprechen, als etwas Besonderes zu erscheinen - und das ist heute sicher eine ihrer wichtigsten Funktionen. (HAAS 2000, S. 97)

Der sprachliche Heimatschutz, die Sprachpflege, die Geistige Landesverteidigung und die von ihnen ausgehende Verpflichtung, Standardsprache und Mundarten rein zu halten, haben während des ganzen 20. Jahrhunderts zu einer starken Polarisierung der beiden Sprachformen geführt (vgl. PULVER 1974, S. 328) und uns dazu verleitet, die Diglossie eher als Verirrung denn als Chance zu verstehen (vgl. RIS 1990). Statt

in einer Sprache zweisprachig zu sein, waren die Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen gehalten, in zwei streng getrennten Sprachhäusern zu wohnen; sie wohnten in beiden mit schlechtem Gewissen. Während des Zweiten Weltkriegs waren sie gehalten, die Dialekte zu hegen und zu pflegen (vgl. SCHÜRCH 1944). Hielten sie sich jedoch nach dem Krieg öfter und länger im Dialekthaus auf, wurde ihnen vorgeworfen, sie igelten sich in der Dialektfestung ein (vgl. FREI 1985), sie trügen bei zum Niedergang bzw. Verlust der Standardsprache in der deutschen Schweiz (vgl. WIESMANN 1982) oder gar zur Hollandisierung der deutschen Schweiz (vgl. HAAS 1986) und zur Entfremdung von den Romands (vgl. LIETTI 1984). Versuchten sie die Mauern zwischen den Häusern einzureissen, wurde ihnen vorgeworfen, sie betrieben eine Verlüderung beider Sprachformen (vgl. CHRISTEN 1985).

Rundum wurden Grenzen abgesteckt und Reinheitsforderungen erhoben, die Dialekte und die Standardsprache wie geweihte Räume bewispert. Doch die rasanten, gesellschaftlichen, politischen, wirtschaftlichen und technischen Entwicklungen machten vor diesen Weiheräumen nicht Halt, sondern veränderten die Sprachen mit, weil die sich verändernde Welt in und mit ihnen bewältigt werden musste. Heute sind unsere Sprachen Teil einer Welt, in der sich alles nach den Bedürfnissen und Forderungen einer liberalisierten, globalen Wirtschaft ausrichtet. In dieser Welt sind auch Sprachen Elemente des Wirtschaftslebens geworden und von einem „haushälterischen Zug“ geprägt (COULMAS 1992). Zugleich sind Sprachen aber auch gesellschaftliche und individuelle Identitäts- und Spielräume mit ästhetischem und kreativem Potential. Und eben diese Seite haben wir in der Sprachendiskussion in der deutschen Schweiz weitgehend aus dem Blick verloren. Die Dialekte sind zum Spielfeld beinahe archaisch enthemmter Sprechlust geworden, auf dem wir uns tummeln, ohne uns darüber Gedanken zu machen, ob das, was wir sprechen, auch angemessen, verständlich, klar, gut geformt, ja, schön sei. Wir haben kein Qualitätsbewusstsein für den dialektalen Ausdruck. Das Parkett der Standardsprache hingegen betreten wir etwas befremdet, steif und in der Regel recht lustlos, weil wir uns, wenn wir die Standardsprache sprechen, unseres alemannischen Akzents schämen, und weil wir, wenn wir es schreiben, unter der Last grammatischer und orthografischer Regeln meist die Lust verlieren, uns freizuschreiben.

Wie sehr die Bemühungen, Dialekte und Standardsprache streng zu trennen, auch die Literatur prägten, zeigt sich darin, dass es nach Gotthelf kein Deutschschweizer

Schriftsteller mehr wage, die beiden Sprachformen in seinem Werk so frei nebeneinander zu verwenden. Erstaunlicherweise gab es auch keine Versuche, Werke mit hocheutsch-dialektalen Mischsprachen zu schreiben. Der erste, der dieses Experiment konsequent wagte, war der Autor Tim Krohn, ein eingewanderter Deutscher, mit seinem Roman „Quatemberkinder“. Ein anderer in der Schweiz lebender Deutscher, der Autor und Fotograf Christian Scholz, wagt mit seinen Büchern ebenfalls Neues: ein charmantes Plädoyer für die Mundart, ohne den Mahnfinger zu erheben (SCHOLZ 1998, SCHOLZ 2001). Er bemerkt zur Sprachsituation in der deutschen Schweiz:

Weder Dürrenmatt, noch Frisch, noch Bichsel haben ausführlich über ihre eigene Mundart geschrieben. Die Alltagssprache wurde und wird bei ihnen kaum reflektiert. [...] Es gibt ein ausgeprägtes Sprachbewusstsein bei den Schweizern. Doch die so genannte Hochkultur vernachlässigt diesen Treasuresraum. Warum darf dieser Raum nicht betreten werden? Das lässt mich vermuten: Die Mundart hat ein Imageproblem. (KALBERER/SCHOLZ 2001)

Die strenge Sprachpflege einerseits und das ungehemmte Übernehmen hochdeutscher und englischer Ausdrücke und Formen andererseits hat dazu geführt, dass der kreative sprachspielerische Witz, der lustvoll über die Stränge schlägt, ein Randdasein fristet. Selten kommt er so zum Zug wie bei Urs Frauchiger: *die hei die verschiraknete und die verthätscherete Fälder vo dr Rhetorik fei e chli beweizäckeret, dass es eim ganz helmüetelig worden isch, o we mi zwüschyne mängisch waldheimlech es ceauscheasks Tschudere isch aacho* (FRAUCHIGER 1989, S. 28) oder *nid tschuld a der missglückte Bewohltätigung* (FRAUCHIGER 1989, S. 35) oder *drum mache mer allne Orte die putzige Züündli und die zierleche Gitterli, di finöggelige Stacheldrähli, die piepsige Alarmaalägeli, hänke und stelle die grafisch ywandfreie Verbotstäfeli häre und binde näbedra no nes härzigs Bluethündli aa* (FRAUCHIGER 1989, S. 46). Georg Thürer klagte bereits 1955 über ein sprachliches Engegefühl beim Mundartschreiben:

Der Sprachschöpfer gilt beinahe als Abtrünniger, der mit treuhänderisch anvertrautem Gute eigenwillig umgeht. Wiewohl ich im Grunde diese Ansicht nicht rundweg billige, befolge ich die Forderung nach Sprachtreue doch eifriger, als mir eigentlich künstlerisch lieb ist. (THÜRER 1955, S.13)

Wir haben heute, einerseits eingeschüchtert von Geboten und gelähmt von Verboten, andererseits blind den Reizen des wirtschaftlich Erfolgreichen ergeben, das Gefühl

für den Reiz, ja, den Eros des eigenen Sprechens verloren. Wir sind, was unseren sprachlichen Ausdruck betrifft, und nicht nur da, Hüter und Nachahmer, aber keine Schöpfer, mit Ausnahme vielleicht der Secondos und der Rapper. Diese Lust am Sprechen und Schreiben zu wecken, in den Mundarten und in der Standardsprache, wäre die vordringlichste Aufgabe des schulischen Sprachunterrichts. Nur in und mit ihr könnten wir unsere Diglossie als Chance und nicht als Verirrung begreifen.

2.5 Zur sprachlichen Bewertung geschriebener Mundart

Die heutigen Deutschschweizer Mundarten sind als gesprochene Sprachen, mit denen die Sprechenden ihre ganze Lebenswelt sprachlich bewältigen können, ein offenes, sich unablässig veränderndes System von Varianten (vgl. RIS 1987), die vor allem aufgrund ihrer Laute noch geografisch verortet werden können. Daneben sind ihre Gebrauchsformen abhängig von unzähligen Parametern, wie Gesprächsteilnehmer (Alter, Geschlecht, Herkunft, sprachliche Sozialisation, Bildung, Beruf, Status), Kommunikationssituation (privat/öffentlich, ungezwungen/förmlich, Dialog, Monolog, Unterrichtsgespräch, Sitzungsgespräch, frei von begleitender Tätigkeit/tätigkeitsbegleitend, face to face/vermittelt durch Medien wie Telefon, Handy, Radio und Fernsehen usw.), Gesprächsthema (Alltag, Fach oder Beruf, Freizeit, Sport, Mode, Politik usw.). Diese Parameter bestimmen im Ganzen und den Sprechenden weitgehend unbewusst die Wortwahl und den Sprechstil.

Geschriebene Mundart ist hingegen, wie jeder schriftsprachliche Ausdruck, bewusst gewählter, geformter und oft auch redigierter und korrigierter, nach den Regeln der Grammatik und der gewählten Orthografie verfasster Text. Geschriebene Mundart unterscheidet sich also bezüglich ihrer Produktionsbedingungen, bezüglich ihrer Existenzform als visuelle Textur und bezüglich ihrer Rezeptionsbedingungen grundsätzlich von gesprochener Mundart. Auch in Dialogen von erzählenden oder Bühnentexten, wo die geschriebene die gesprochene Mundart imitiert, wird mit der Verschriftlichung von Mundart und der damit verbundenen Unterwerfung unter die Gesetze des geschriebenen Textes immer etwas von dem zerstört, was zur Geltung gebracht werden sollte. Immer führt der Weg über Bewusstheit und Künstlichkeit, über die künstlerisch bewältigte Synthese von Sprachmaterial zu einer Textpartitur (vgl. CH. SCHMID 2000, S. 39). Die Mundart, die er schreibe, sagt Kurt Marti in einem Gespräch mit Peter André Bloch, würde er „nicht einfach als eine Sprache definieren,

die absolut spontan kommt“; er müsse vielmehr überlegen: „Was brauche ich hier für Wörter, wie muss ich allenfalls einen Satz mit diesen Wörtern konstruieren.“ (BLOCH 1971, S. 105). Martis Vokabular verweist auf die fundamentale Differenz von spontanem Sprechen und Schreiben, nicht nur in der Mundart, sondern in allen Sprachformen.

Die immer wieder erhobene Forderung, geschriebene Mundart habe sich auf die Dokumentierung gesprochener Mundart zu beschränken, kommt deshalb einem Verbot gleich, Mundart überhaupt kreativ zu schreiben, und muss als unsinnig zurückgewiesen werden (s. HAAS 1983, S. 1644). Der Schriftsteller Jakob Bühler, der selbst Mundartbühnenstücke verfasst hat, schreibt zum Beispiel:

Darum ist es aber auch so unerhört schwer, gute Mundart zu schreiben, weil sie unter allen Umständen nur wirklich erzählt, nur gesprochen sein darf. Landschaftsschilderungen von einem unserer besten Mundartschriftsteller sind mir unerträglich, weil das niemand spricht. (zit. nach SCHWEIZERDEUTSCH UND HOCHDEUTSCH 1938, S. 9)

Erstens gehören Landschaftsschilderungen, etwa in Gesprächen über Reisen, sehr wohl zum Repertoire gesprochener Sprache. Bühlers Abneigung kann sich also nur gegen literarisch komponierte Landschaftsschilderungen richten. Diese können, wie Personen- und Situationsbeschreibungen, Teil eines literarischen Textes sein und stehen deshalb einem Mundartroman ebenso gut an wie einem hochdeutsch geschriebenen. Dass kein Mensch sie spontan so sprechen würde, ist so selbstverständlich wie die Tatsache, dass kein Mensch einen Roman, eine Erzählung oder ein Gedicht spontan sprechen würde.

Zweitens lässt sich Bühlers Forderung, geschriebene Mundart dürfe unter allen Umständen nur gesprochen sein, an einem seiner eigenen Theatertexte nachprüfen. Im Spiel „Am Seil“, das zum Zyklus „Das Volk der Hirten“ gehört, sagt Nationalrat Meili aus Stäfa „schäumend vor Wut“:

Also, ich säge-n-Eu... Aber da händ Er jetz es Bild vo Euem ganze Mastburgertum, wie's besser i keim Witzblatt chönnt stah. Do obe underem Dach usgstosse hockt en arme Tüfel imene-n-Arbeitergwändli und hungeret, und dunne im Hochparterre i der guete Stube am volle Tisch hocket d'Herre und suufet de Schnaps, de Geist vom Läbe, und em Arbeiter, wo dä Schnaps häregschaftt hät, händs de Wäg derzue versperrt! (BÜHRER 1925, S. 141)

Was für ein wohlgesetzter Zornausbruch in grammatisch richtig konstruierten, ganzen Sätzen! Kein Satzabbruch, keine verstümmelte, verkürzte Konstruktion, kein Stottern aus Erregung, kein Kraftwort, keine emphatische Wiederholung von Wörtern oder Satzteilen, welche für das impulsive zornige Sprechen so typisch sind, betonen die intendierte Mündlichkeit. Im Gegenteil, mit den drei Lokalen Adverbialen „dunne im Hochparterre i der guete Stube am volle Tisch“ wird unsere Aufmerksamkeit gekonnt auf den Tisch eingezoomt und „de Geist vom Läbe“ ist wohl eine schöne poetische Apposition zu „Schnaps“, aber kaum sprachlicher Ausdruck schäumender Wut. Bühler hat diesen Text eben geschrieben, also bewusst konzipiert und formuliert. Das ist ein fundamental anderes sprachliches Handeln als das intuitive Sprechhandeln in einem Alltagsdialog. Was entsteht ist, auch in der Mundart, ein Schrifttext. Ein guter Schauspieler und eine gute Regie werden ihn nicht so einüben, wie er hier steht, sondern ihn lediglich als Partitur für die Reoralisierung, d. h. die Umsetzung in einen Sprechtext verwenden, damit die Wut im Sprechstil, in Mimik, Gestik und Körperhaltung hör- und sichtbar wird.

Auch jüngere Mundartautoren berufen sich gern auf eine Mündlichkeit, welche ihres Erachtens der Mundart inhärent ist und den Schreibenden von den mit dem Hochdeutschschreiben verbundenen Regelzwängen befreit. In einem mit Hans-Rüdiger Fluck 1973 geführten Gespräch sagt Ernst Burren:

Wenn ich Mundart schreibe, bin ich immer glücklich darüber, dass die Dressur, die ich im Fach Deutsch erlitten habe von den Lehrern, da nicht mitschwingt, was ich eigentlich immer wieder, wenn ich hochdeutsch schreibe, ab und zu merke. Dass ich merke zum Beispiel, wenn ich „dann“ schreiben will, dass mir die Lehrer gesagt haben, mit „dann“ beginnt man keinen Satz oder irgend sowas. Ich fühle mich da einfach ganz unbekümmert. [...] Es ist wirklich nur eine gesprochene Sprache. Es ist eigentlich absurd, alles aufzuschreiben. Man würde vielleicht gescheiter Schallplatten herausgeben oder nicht? - Ich weiss es nicht. (BAUR/FLUCK 1976, S. 45 f.)

Wie Burren behauptet auch Ernst Eggimann in einem Gespräch mit Fluck, was ihn beim Mundartschreiben interessiere sei „nicht die gute Sprache, sondern die Sprache, wie sie gesprochen wird“ (BAUR/FLUCK 1976, S. 73). Aber beide Autoren, sowohl Burren mit seinen frühen Monologen wie auch Eggimann mit seinen Gedichten, schreiben genuin literarische Werke, welche in keiner Weise als schriftlich dokumentiertes spontanes Sprechen bezeichnet werden können. Das bestätigen auch ihre Antworten auf die Frage, ob sie ihre Texte überarbeiten. Burren antwortet: „Ja, viele

Monate lang. Auch schon jahrelang, mehr als ein Jahr lang.“ (BAUR/FLUCK 1976, S. 41). Eggimann sagt: „Ja, natürlich. Bevor sie gedruckt werden. Die liegen sehr lange herum und werden immer wieder umgeschrieben.“ (BAUR/FLUCK 1976, S. 65).

Nur geschriebene Texte können liegen gelassen, überarbeitet und umgeschrieben werden. Geschriebene Mundart ist dort, wo sie nicht Transkript spontanen Sprechens ist, Schrift und unterliegt damit den Existenzbedingungen geschriebener Sprache. Diese grundlegende Tatsache hat für mundartschreibende Deutschschweizer und -schweizerinnen Folgen, welche Walter Henzen klar erkannt und formuliert hat:

Man darf sich nicht dem naiven Glauben hingeben, die schriftliche Verwirklichung der gesprochenen Sprache - und erst recht der Mundart - sei so leicht und selbstverständlich wie das Sprechen. Die Schwierigkeiten beginnen mit dem Augenblick, wo die schreibfähige Formulierung der Mundart einsetzen soll. Da erweist es sich schon, dass es nur recht wenige Meister der Mundartdichtung, d. h. Meister der Mundart gibt. Die Schriftsteller, die es unternehmen Mundart zu schreiben, sind alle ans Schriftspracheschreiben gewöhnt. Sehr viele sind es überdies gewohnt, in der Schriftsprache zu denken. [...]

[Es] muss der Wahrheit zuliebe [...] eingestanden werden, dass nicht nur der grössere Teil unserer Mundartschriftsteller im Kampfe mit der schriftsprachlichen Eingebung, die es zu überwinden gilt, unterliegt, sondern dass auch verhältnismässig viel Mittelmässiges in Mundart geschrieben wird. Und das ist das Unerfreulichere von beiden. Es bedeutet für denjenigen, der die Mundartdichtung herzlich gern sich entfalten sähe, jedesmal keine angenehme Überraschung, gerade den Nachteil der Mundartdichtung wieder feststellen zu müssen, dass unter einer adoptierten Mundartform schriftstellerische Schwächen des Verfassers verdeckt sind, und dass eine zu zahlreiche Mundartliteratur vor allem dank der Unempfindlichkeit einer der Mundart zugetanen Lesergemeinde ihr idyllisches Dasein fristet. (HENZEN 1954, S. 185 f.)

Keiner hat das zentrale Problem mundartlichen Schreibens besser erfasst als Henzen: die schriftsprachliche Eingebung, die es zu überwinden gilt. Wer sich in der deutschen Schweiz hinsetzt, um zu schreiben, unterliegt automatisch der für diese Tätigkeit eingeübten schriftsprachlichen Eingebung. Diese beeinflusst die Wortwahl, den Satzbau, den Textaufbau, also den ganzen Schreibstil. Überwinden lässt sich dieser Automatismus nicht durch einen Rückgriff auf den mundartlichen Sprechstil, der für den Bereich des Schreibens nur von marginaler Bedeutung ist. Überwinden lässt er sich nur dadurch, dass sich der bzw. die Mundartschreibende neben dem „Wissen wie“ des spontanen mundartlichen Sprechens ein „Wissen dass“ (zu *knowing-how* und *knowing-that* vgl. RYLE 1963, Kap. II) über seine Mundart aneignet, also eine Kenntnis der mundartlichen Grammatik, d. h. des spezifischen Wortschatzes, der

spezifischen Formen und der spezifischen Muster des Satzbaus, und bewusst über sie verfügen lernt, um einen mundartlichen Schreibstil zu entwickeln.

Ursache für einen schlechten mundartlichen Schreibstil ist also oft das fehlende „Wis-sen dass“ in Bezug auf die Mundart, das in der Schule weder thematisiert noch eingeübt wird. Die meisten Mundartsprecher und -sprecherinnen sind nicht in der Lage, gesprochene Mundart auf einfache Weise ästhetisch zu bewerten oder zu beurteilen. Sie können keine Kriterien nennen, mittels derer das möglich wäre. Was als „gute Mundart“ gilt, muss meist nur wenige isolierte Bedingungen erfüllen; z. B. muss der Relativsatz mit *wo* eingeleitet und im Berndeutschen das Zahlwort zwei flektiert werden (*zwe Manne, zwo Froue, zwöi Ching*). Ist daneben auch der ganze Sprechstil hochdeutsch geprägt, fällt das nicht ins Gewicht. Dieses fehlende ästhetische Urteilsvermögen wirkt sich beim naiven Mundartschreiben, d. h. beim Schreiben ohne bewusste Kenntnis des mundartlichen Sprachsystems noch stärker aus, weil beim Schreiben die schriftsprachliche Eingebung bewusst deautomatisiert werden müsste.

Besonders deutlich zeigt sich die Orientierung am schriftsprachlichen Ausdruck oft in Moderationstexten elektronischer Medien, welche unter Zeitdruck formuliert werden und einem starken Zwang zur inhaltlichen Verdichtung unterliegen. In der Sendung „CH aktuell“ vom 18.9.2000 von Schweizer Fernsehen DRS gibt die Berner Moderatorin folgende Inhaltsübersicht:

Das si hüt üser Theeme:

Radikaalkuur bi Sulzer: Dr Wintertuurer Technologikonzäärn verchouft si Induschriiteil.

E-Government, das heisst nimm em Schauter aaschtaa, sondern d Gschäft mit dr Gmein deheim erledige.

Und Wäutnöiheit uf em Wasser: E Räntner entwiirft ds eerschte Vorwärts-Ruederboot.

Dieser Text lässt sich, so wie er da steht, ins Hochdeutsche umlauten, er ist also nur noch der Lautgestalt nach ein Mundarttext. Aber auch in literarischen Prosatexten ist die schriftsprachliche Eingebung oft so dominant, dass das Resultat als hochdeutsch-mundartliche Mischsprache beurteilt werden muss. Der Berner Roger Steck, ein erfahrener Autor, schreibt in seinem fünften Roman „Frou Irmas Lydeschaft“:

Die zwöi Attribut vo männlecher Würd und vätterlechem Beschützerwille hei jedem Bsuecher der erscht Ydruck vo der Atmosphäre ggä, wo i dere Bhusig herrscht, en unüberhörbaren Appäll, dass

Grosvatters Geischt über alles wachet, wo i däm Deheimen isch u geit, en unübersehbari Uffforderig zum Glouben a Obrigkeit und gueti Sitte. Und ersch wär dür das wohlbewachete Nadelöhr gschloffte, wär heil a däm drohende Zerberus verby gwütscht isch gsy, het sech de imene fyschtere Vorruum umegfunde, wo zwo Türe i d Wohnzimmer ga Süde, zwo i Chuchi und Lavabot ga Oschte gha het. (STECK 2000, S. 32 f.)

Stecks Text lässt sich, anders als der Moderationstext, nicht einfach ins Hochdeutsche umlauten. Der Einfluss des Hochdeutschen wird vor allem manifest in der Wortwahl und im Gebrauch komplexer, sinnverdichtender Adjektive und Konstruktionen, welche abstrakte Sachverhalte wiedergeben: *Attribut, männlecher Würd, väterlechtem Beschützerwille* (mit hdt. *be*-Präfix), *Atmosphäre, herrscht, unüberhörbaren Appäll, Grosvatters Geischt* (dial. eher *em Grosvater si Geischt*), *unübersehbari Uffforderig zum Glouben a Obrigkeit und gueti Sitte* (gemeint ist *Uffforderig, a Obrigkeit u gueti Sitte z gloube*), *wohlbewachete Nadelöhr* (dial. eher *guet ghüetete Naadlenöör* bzw. einfach *Ööri*), *drohende Zerberus, Vorruum, sech umegfunde* (Lehnbildung nach hdt. *sich wiederfinden*). Irritierend ist zudem, dass Steck diese hochdeutsch-mundartliche Mischsprache mit alten Mundartwörtern wie *wütsche* und *ga Oschte* (neuer *gägen Oschte*) „würzt“ und so zwischen einer sehr standardfernen und einer sehr standardnahen Sprachebene oszilliert.

Auch im folgenden Text aus Esther Grünig-Schönis berndeutschem Erzählband „Spu-ren underem Schnee“ sind auffällige stilistische Unsicherheiten nachweisbar:

Vorem Fänschter bewege sech d Zweige vomene Boum. Si produziere Schätte, gseh uus wi d Glider vomenen Unghüür, zwäg zuezapacke, u se vilecht sogar use z schryssen us dere Geborgeheit. Es geit e chalte Nachtluft. Chlyni Räschte vom Schnee lige no uf den Escht. Aber ds meischte isch scho vom Luft abegwäjt worde. O am Namittag het's gschneit, nöie, weiche Schnee i ganz luftige Flöckli. Dä Winter het's wider emal so richtig möge schneie. Dr Jakob weis, dass d Meitschi morn mit vil Fröid wärde spile dermit. Si hei dr Schnee gärn. Är gseht o jitz wider Flocke - chlyni Stärne, kene glych wi dr ander - si gheie vom Himel. Me ghört se nid, me gseht se nume. (GRÜNIG-SCHÖNI 1999, S. 17)

Weshalb schreibt Grünig-Schöni in der ersten Zeile *Zweige* mit dialektfremdem Diph-thong und in der dritten Zeile mundartnäher *Escht*? Die *Zweige produziere Schätte*, obwohl der technische Terminus *produziere* weder im Hochdeutschen gut gewählt wäre, noch in der Mundart angemessen ist und eher durch einfaches *mache* oder poetischeres *male* zu ersetzen wäre. Ich frage mich, ob die Ellipse *zwäg zuezapacke* nicht dem hochdeutschen *bereit zuzupacken* nachgeschrieben ist und mundartlich

wohl besser als Relativsatz gestaltet würde: *wo paraat isch zuezapacken u se vilecht sogar use z schriisse*. Das Abstraktum *Geborgeheit* ist hochdeutsch und liesse sich durch einen konkreteren, bildlicheren, der Mundart angemesseneren Ausdruck ersetzen. Im Ausdruck *chlyni Räschte vom Schnee* ist die Präposition überflüssig, wenn nicht gar falsch; richtig sollte es heissen: *chlyni Räschte Schnee* bzw. *Räschteli Schnee*. Woher kommt die Präposition, aus dem französischen *taches de neige* oder dem englischen *patches of snow*? Was soll bei *Aber ds meischte isch scho vom Luft abegwäjt worde* die satzeinleitende Konjunktion und weshalb steht der Satz im Passiv? *Ds meischte het dr Luft scho abegwääit* wäre meines Erachtens die stilistisch bessere Konstruktion. Schliesslich ist im Satz *Dr Jakob weis, dass d Meitschi morn mit vil Fröid wärde spile dermit* das Futur nach hochdeutschem Muster mit *werden* gebildet; mundartgerechter wäre: *Dr Jakob weis, das d Meitschi moorn de mit vil Fröid schpile dermit*.

Als drittes und letztes Beispiel ein Text der Simmentalerin Maria Meinen aus dem Erzählband „Mys Täälti“:

Verblüfft u znechtscht ratlos hii ali zur Techu uehi gstarret, der Her Profässer hett sich müesse setze u hett vor Lache weder chönne rede no öppis aordne. Als erschte hett der Schmiid d Situation erfasst u isch d Stäge uehi gsprunge. I ihrem Stübli hett er di ubrigi Frou Rosestock gfunde, zmits i ihrem ufbuschete Halblynrock, wie ne ubergrosse Gaffiwerner ischi es Gsee gsy, u ihres Gsicht wie ne dunkelroti Rose. Der Schmiid hett anere zoge u sich Müi gee, aber er isch vom Lache, won er zartsinnig verbisse het, echlii schwache worde. (MEINEN 1979, S. 95)

In Meinens Text zeigen sich ähnliche sprachliche Unsicherheiten wie bei Grünig-Schöni. Beim ersten Satz sind der Satzbau, ausser der Zeitform, und die Wortwahl hochdeutsch: *Verblüfft und zunächst ratlos starrten alle zur Decke hinauf, der Herr Professor musste sich setzen und konnte vor Lachen weder sprechen noch etwas anordnen*. Das traditionelle Simmentaler Wort für *verblüfft* ist *paff*, für *ratlos* *chnopf-ande*, für *Techu Welbi* und für *anordnen* *plassiere* bzw. das neutralere *befäle* (vgl. BRATSCHI/TRÜB 1991). Mundartstilistisch nicht glücklich scheint mir der knappe, sinnverdichtende Einschub *znechtscht ratlos*. Ich zöge eine reihende Auflösung vor und schriebe in meiner mittelbernischen Mundart: *Paff hei alli a d Tili uechegluegt u hei zeersch nid grad gwüsst, waas mache. Dr Her Profässer het müessen abhocken u het weder chönne rede no befäle*. Der Ausdruck *d Situation erfasst* ist hochdeutsch; ev. eher *als erschte hett sich der Schmiid bchimet*. *Di ubrigi Frou Rosestock* ist mei-

nes Erachtens der geschilderten Situation nicht angemessen; Frau Rosenstock steckt mit dem Kopf nach unten in der Decke. Was der Schmied im oberen Zimmer findet, ist die untere Hälfte von Frau Rosenstock, also *dr Räschte vo dr Frou Rosestock*. Im weiteren sind auch die Wörter *ufbuuschete* und *zartsinnig* aus dem Hochdeutschen übernommen.

Die vier Beispiele illustrieren, wie sich eine schriftsprachliche Eingebung auf die Gestaltung von Mundarttexten auswirken kann. Die Palette reicht von der mundartlich eingelauteten Schriftsprache der Fernseh-Moderation über die mit ihrem mundartfremden, abstrakten Vokabular maniert wirkende Prosa Stecks bis zu der zwischen Hochdeutsch und Mundart oszillierenden Sprache Grünig-Schönis und Meiners. Mundartschreiben aus schriftsprachlicher Eingebung ist insofern zu kritisieren, als der bzw. die Schreibende die Mundart als Schriftsprache nicht beherrscht, die geschriebene Mundart also nicht aufgrund eines „Wissen dass“ nach seinen bzw. ihren Vorstellungen bewusst durchformt, sondern das „Wissen wie“ des Mundart-sprechens weitgehend unbewusst mit dem schriftsprachlichen Schreibenkönnen koppelt. Die daraus entstehende geschriebene Mundart ist eine formal nicht bewältigte hochdeutsch-mundartliche Mischsprache. Walter Henzen urteilt denn auch streng:

Die Mundartdichtung, auch die ernst zu nehmende, ist jedenfalls immer noch zu sehr Übersetzung der schriftsprachlichen. Noch zu oft liegt das spezifisch Mundartliche nur in der äusseren Sprachform, besonders den Lauten und einigen ausgesuchten Mundartaussdrücken, für Uhr, Rock, Tasche, Taschentuch, Kartoffeln, Taugenichtse, für hässlich, albern, weinen, schmeicheln und was dergleichen Ausdrücke mehr sind, mit deren Darbietung - wo nicht gar selbstgefälliger Häufung - man gern glaubt, seine Pflicht der Mundart gegenüber erfüllt zu haben. Dazwischen wimmelt es aber von gekünstelten stilistischen und gedanklichen Verknüpfungen, von unmundartlichen Wendungen und mundartfremder Hypotaxe. Dazu die entgleisten, weil einfach übernommenen Bilder. (HENZEN 1954, S. 187)

Wer Mundart schreibt, muss also, mit Henzens Worten, die schriftsprachliche Eingebung überwinden und zu einer schreibfähigen Formulierung der Mundart gelangen. Das gelingt jedoch nicht mittels einer Berufung auf die gesprochene Mundart, sondern nur dadurch, dass sich der bzw. die Schreibende bewusst mit der Mundartgrammatik vertraut macht, mit Wortschatz, Wortbildung und Flexion, Satzbau und Textaufbau, Stil- und Ausdrucksmitteln, mit den unterschiedlichen Stilebenen geschriebener Mundart, die nur in der Auseinandersetzung mit der mundartliterarischen Tradition gewonnen werden können.

Viele Mundartautoren und -autorinnen sind jedoch solchen Argumenten, die sie auf eine literarische Arbeit verpflichten, nicht zugänglich. Sie schreiben gegen die etablierte Literatur, verstehen sich als Bewahrer des Natürlichen gegen das Künstliche, des Echten gegen das Gekünstelte, des Wahren gegen das Verlogene, des Lebensnahen gegen das Lebensferne und des Eigenen gegen das Fremde. Diese Bewahrungshaltung prägt, zum Teil bis heute, auch die Einstellung der Mundartschreibenden zur Sprache. Oft schreiben sie in der Absicht, eine bedrohte Mundart oder Mundartform zu dokumentieren und so vor dem Vergessen zu retten. Besonders häufig begegnet man dieser Absicht im volkskundlich orientierten, nichtliterarischen Mundartschrifttum, so z. B. bei der Thurgauerin Anna Elisabeth Forster:

Ich habe die Alltagssprache vom Anfang dieses Jahrhunderts aufgeschrieben, gehört, gesprochen und erlebt in einer Grossfamilie von drei Generationen. Vielleicht darf das vorliegende Büchlein dazu beitragen, den Reichtum dieser Mundart wieder aufzunehmen und unseren Nachkommen zu übermitteln. (FORSTER 1998, S. 133)

Im seinem Erzählband „Wëëntaaler Gschichte“, in dem der Autor Heinrich Hedinger Historisches aus der Region erzählt, schreibt er im Vorwort:

De Verfasser prichtet i der hüttige Spraach vo dère Geged, will er für euses Züritütsch au na echli öppis häd welle tue. (HEDINGER 1977, S. 7)

Eine sprachbewahrende und sprachdokumentarische Absicht steht nicht selten auch hinter dem literarischen Mundartschreiben. Carl Albert Loosli schreibt in den Vorbemerkungen zur zweiten Auflage seiner Prosaschrift „Üse Drätti“, der Lebensgeschichte eines schalkhaften Emmentaler Bierfuhrmanns:

Als, vor nun 45 Jahren, der Verfasser seine berndeutschen Prosaschriften „Mys Dörfli“ (1910), „Üse Drätti“ (1910) und, elf Jahre später, deren Paralipomena „Wi’s öppe geit!“ veröffentlichte, war es ihm keineswegs vor allem darum zu tun, die bernische Mundatliteratur belletristisch zu bereichern. [...]

Technik, Verkehr, Grosshandel, aufstrebende wirtschaftliche Anforderungen, erwiesen sich zusammenwirkend als eigentliche Verstädterungserscheinungen auch der abgelegensten Berggehöfte. Sie schleifen das urtümliche Sprachgut mit seinen lokalen Sonderlichkeiten täglich ab, polieren und verfeinern es, bis schliesslich wenig oder nichts mehr davon übrig bleiben wird.

Der Verfasser suchte in seinen vorerwähnten Schriften wenigstens den Teil davon zu bewahren, der ihm noch von seiner Jugend her vertraut blieb, der jedoch weder vollständig, noch andererseits dem

heute lebenden, aufstrebenden Geschlecht, seinem ursprünglichen Sinn gemäss, durchgehend verständlich ist.“ (LOOSLI 1954, S. 5 und 7)

Mag sich hinter Looslis Betonung des sprachlichen Realismus auch eine tiefer liegende Motivation verbergen, nämlich sein Anschreiben gegen jede sentimentale oder bürgerlich brave Verfeinerung der Mundartliteratur, so ist sein Mundartschreiben dennoch geprägt vom Bemühen um sprachliche Authentizität. Dem Bewahren einer alten, authentischen Mundartform ist auch Emil Balmer in seinen Schwarzenburger Geschichten verpflichtet:

Ich habe versucht, die alte Schwarzenburger Mundart möglichst getreu wiederzugeben, d. h. sie zu schreiben, wie sie wirklich noch gesprochen wird. (BALMER 1951, S. 226)

Doch was heisst „Authentizität“ angesichts der Tatsache, dass geschriebene Mundart in der Regel nicht schriftlich dokumentiertes Sprechen ist? Bezieht sie sich auf einen bestimmten Lautstand einer Mundart, auf einen zeitgebundenen Schatz an Wörtern, Ausdrücken und Wendungen, oder auch auf zeit-, orts-, situations- und gruppengebundene Sprachstile und Themen? Wie lässt sich diese Authentizität, wenn sie sich auf die Vergangenheit bezieht, nachprüfen?

Tatsache ist zudem, dass Autoren, welche sich schreibend auch an authentischen Sprachstilen und Themen orientierten, diese Nähe zu einer lebensweltlichen Realität, vor allem wenn es eine Tabuzone des bürgerlichen Geschmacks betraf, immer wieder als ungehörig vorgeworfen wurde. Carl Albert Loosli warfen erzürnte Kritiker das Baurische, Rohe und Ungeschliffene in seinen Erzählungen vor (W. MARTI 1999, S. 219 f.). Kurt Marti, der in der Alltagssprache der 1960er und 1970er Jahre und über Themen dieser Zeit schrieb, hielten Sprachpfleger vor, er verhunze die Mundart (D. FRINGELI ²1981, S. 144 f.). Martin Frank sah sich mit seinen in der Milieusprache geschriebenen Homosexuellenromanen dem Vorwurf ausgesetzt, seine Bücher seien „eine Sauerei“ und „für die Kloake“ (LEUTENEGGER 1980).

Nach Ansicht vieler traditioneller Mundartautoren sollte sich das Mundartschrifttum zwar der Lebensrealität der „kleinen Leute“ annehmen, sie aber nicht ungefiltert wiedergeben, sondern literarisch überhöhen und im Sinne eines moralischen Imperativs für Erbauung und Volksbildung bearbeiten. Simon Gfeller schrieb zu seiner Erzählung „Schachelüt“:

Ich habe mit der Geschichte wenigstens einmal zeigen wollen, dass ich noch viel realistischer schreiben könnte, wenn ich wollte. Aber es kann meine Aufgabe nicht sein, alle Mistlöcher abzudecken. Viel lieber als all den Seelenflütter zu schildern, will ich das Gesunde darstellen. Das Schlechte, auch wenn es in warnendem Sinne aufmarschiert, kann trotzdem noch reizen. Es haftet ihm etwas Fragwürdiges, Unfruchtbares an. (GFELLER 1948, S. 18)

Für die Literaturmundart hatte die Pflicht zu erbauen und zu erziehen zur Folge, dass sich ein auf einen traditionellen Wortschatz aufbauender Schreibstil entwickelte, der harte, krude Realitäten verhüllend beschönigte mit manieriert wirkenden, schnörkelhaften Formulierungen. Im Volksmund heisst dieser Schreibstil *ds bbluemetete Trögli*. Die in den späten 1960er Jahren aufkommende neue Mundartliteratur wandte sich vor allem auch gegen diese Tendenz der traditionellen Mundartliteratur, die der Zürcher Publizistikprofessor Werner Weber nach dem Erscheinen von Kurt Martis „rosa loui“ 1967 triumphierend und, wie sich später erweisen sollte, vorschnell verabschiedete:

Die Röseli- und Gemüsegartenmissverständnisse, die Küsschenschämigkeiten und die Scheiden-tut-weh-Schleichereien: der ganze Trauerwonnezauber, in welchem die Mundart für den Dichter nicht einmal mehr dichtet und denkt, sondern nur selbsttätig abschnurrt - es ist überwunden. (zit. nach GREDT U GSCHRIBE 1987, S. 22)

Wer sich kritisch mit geschriebener Mundart beschäftigt, kann sich der Pflicht nicht entziehen, das sollte deutlich geworden sein, auch die Sprachform zu beurteilen. Dabei ist, im Hinblick auf das Erörterte, folgendes zu beachten:

1. Fragwürdige Kategorien wie „reine Mundart“, welche auf der Bevorzugung älterer Mundartformen basieren, sind, da sich die „Reinheitskriterien“ von Generation zu Generation verändern, weder begründbar noch anwendbar.
2. Geschriebene Mundart lässt sich nicht auf gesprochene zurückführen, weil sich das Verfassen von Texten und dialogisches Sprechen grundsätzlich unterscheiden.
3. Mundart wird oft nicht mit literarischer Absicht im Sinn des Verfassens eines autonomen fiktionalen Textes geschrieben, sondern mit sprachpflegerischer oder volkserzieherischer Absicht sowie zur Dokumentation meist alter Lebensformen; wichtig für die Beurteilung geschriebener Mundart sind also oft nicht primär literarische, sondern an ausserliterarische Zwecke gebundene Kriterien.
4. Den Mundartschreibenden sollen im Sinn weitestmöglicher Entfaltung der literarischen Kreativität keine Vorschriften gemacht werden im Blick auf eine zum Stan-

dard erhobene Schriftmundart. Möglich sein soll eine Entfaltung der literarischen Kreativität im ganzen substandardsprachlichen Raum vom Basisdialekt, über mundartliche Gruppensprache, Slang und Idiolekt bis zu hochdeutsch-mundartlichen oder fremdsprachlich-mundartlichen Misch(kunst)sprachen.

5. Weil das Repertoire an Sprachformen und -stilen im substandardsprachlichen Bereich so gross und der Bezug auf eine verbindliche Norm nicht gegeben ist, muss bei der Beurteilung geschriebener Mundart die schriftkünstlerische Beherrschung der gewählten Sprachform, die sich textintern als bewusst geformte stilistische Konsequenz nachweisen lässt, im Zentrum stehen.

2.6 Dialekte, Schriftsprache und der Status des Mundartschrifttums

Das Mundartschrifttum entstand als Reaktion auf den Vereinheitlichungsprozess und damit die Deregionalisierung der Schriftsprache, die im überregionalen Schriftverkehr immer wichtiger wurde, sich in der Folge auch als Schulsprache durchsetzte und heute als normierter Standard allgemein verbindlich ist. Die Vereinheitlichung stellte einen Auswahlvorgang dar, in dem weniger regional gebundene Sprachformen bevorzugt wurden; umgekehrt wurde alles gemieden, was in der Tendenz regional war, was in entfernteren Gegenden nicht mehr verstanden wurde. Auf diese Weise näherten sich die Schriftformen, insbesondere im Bereich der in Büchern gedruckten Sprache, immer mehr dem an, was wir heute neuhochdeutsche Schriftsprache nennen. In der gesprochenen Sprache blieben die regional gebundenen Formen erhalten: Das sind unsere heutigen Mundarten und Umgangssprachen.

Dieser Vereinheitlichungsvorgang zog sich über Jahrhunderte hin. Aus den regionalen Schreibsprachen bildete sich das grosse Formenreservoir des Frühneuhochdeutschen (ca. 1350-1650), aus dem sich langsam und allmählich ein allgemein verbindlicher Schreibstandard herausbildete. Äussere Voraussetzungen für diesen Vorgang waren die Städtegründungen und der damit einsetzende, sich rasch entwickelnde Waren- und Geldverkehr des Frühkapitalismus. Durch die Einführung des billigen Beschreibstoffes Papier und die Erfindung des Buchdrucks im 15. Jahrhundert, durch Humanismus und Reformation beflügelt, „explodierte“ die Schriftproduktion (KÖNIG 1994, S. 91 ff.).

Bereits um 1700 schrieben die Gebildeten des ganzen deutschen Sprachraums eine Schriftsprache, die orthographisch und in ihren grammatischen Formen recht einheit-

lich war. Dies gilt auch für die Schweiz, die eine Zeitlang mit der eidgenössischen Landsprache (HAAS 2000, S. 113 ff.) eine Sonderentwicklung angestrebt hatte. Große Unterschiede bestanden vor allem noch im Wortschatz. Allerdings gab es in der Verbreitung der neuen schriftsprachlichen Normen erhebliche regionale Unterschiede; in der Schweiz waren sie nur wenigen Gebildeten geläufig. Entscheidenden Anteil am Prozess, zumindest alle Gebildeten und Vornehmen auf die gleiche Schriftsprache zu verpflichten, hatte der Berner Arzt und Universalgelehrte Albrecht von Haller (1708-1777), der mit seinem „Versuch Schweizerischer Gedichten“ von 1732 ein neues Vorbild für die deutsche Lyrik schuf. Seit Haller nimmt die deutsche Schweiz gleichberechtigt an der deutschen Literatur teil und die Werke des Zürcher Idyllikers Salomon Gessner (1730-1788) sind in einer Sprache geschrieben, die kaum mehr einen Hauch des Helvetischen verrät und eindrücklich zeigt, dass ausgangs 18. Jahrhundert die Schweizer gleichzeitig mit den Autoren des Deutschen Reichs die einigende Sprachform endlich errungen hatten. Mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht im 19. Jahrhundert und der Schulsprache Hocheutsch wurde die einheitliche Sprachnorm schliesslich allgemein verfügbar und verbindlich.

Der kurze Abriss der Entwicklung zur einheitlichen Schriftsprache zeigt mit aller Schärfe, dass die Vereinheitlichung mit einem zunehmenden Abstand zu den regionalen Sprachformen, den Mundarten, errungen wurde. Das Hochdeutsche unterschied sich schliesslich sowohl in der Lautung als auch im Formen- und Wortschatz erheblich von den Mundarten. Weil zudem die Gebildeten und Vornehmen ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Entwicklung einer Schriftsprache richteten, die sowohl privaten wie auch öffentlichen Ansprüchen genüge, die also für die Liebe ebenso taugen sollte wie für die Dichtung, die Wissenschaft, die Politik, die Kirche, den Handel und das Gewerbe, verloren die Mundarten, welche als regionale Muttersprachen emotionalen Zuspruch erhielten, zusehends an öffentlichem Ansehen. Deutlich zeigt sich diese Zweiteilung des Urteils über Mundarten bei Goethe. Wohl äusserte er jenen Satz, der fast jede Abhandlung über Mundarten ziert und die Herzen von Dialektliebhabern und regionalen Sprachpflégern höher schlagen lässt:

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“ (GOETHE X, S. 277)

Doch schrieb er über den wachsenden Abstand von Schriftsprache und Mundarten auch das für die Mundarten wenig schmeichelhafte Urteil:

Allmählig wurde, wie die Geschichte unserer Sprache lehrt, die Ausbildung auf weniger Mundarten eingeschränkt, bis zuletzt nur eine Schriftsprache allein die Höhe hielt, Volksdialekte das Gleichgewicht verloren und in Gemeinheit und Trübe versanken.“ (GOETHE XIV, S. 533)

Seit seinen Anfängen ist das Mundartschrifttum also mit dem Makel behaftet, dass es eine etwas abseitige Gattung ist, deren künstlerischer Wert für die in der Schriftsprache erzogenen Gebildeten keineswegs selbstverständlich ist. Nicht nur seine unaufhebbare regionale Gebundenheit und die nicht vorhandene orthografische Norm, sondern auch die oft behauptete Beschränktheit seiner Sprachform und, damit verbunden, seine inhaltliche und formale Beschränktheit, lassen es als ein gegenüber dem hochsprachlichen Schrifttum inferiores System erscheinen. Deshalb sehen sich jene Mundartwerke einer vehementen Kritik ausgesetzt, welche volle Literaturfähigkeit einfordern, indem sie einen Platz innerhalb der „Eliteliteratur“ beanspruchen, in dem von und für Bildungseliten geschaffenen Schrifttum also, von dem allein die Literaturgeschichten zu handeln pflegen. Auch in der deutschen Schweiz, in der die Mundarten als Sprechsprachen fast uneingeschränkt dominieren, ist der literarische Status des Mundartschrifttums, das sich im 20. Jahrhundert unter besonderen historischen Bedingungen breit entwickeln konnte und zeitweise in hohem Ansehen stand, umstritten.

Für das Statusproblem der Mundartliteratur ist aber nicht einfach ihre regionale Beschränktheit und die fehlende orthografische Norm verantwortlich. Die Ursachen liegen tiefer.

Literatur ist nicht einfach eine schöne Kunst, die mit Büchern zu tun hat. Literatur ist ein grosses Unternehmen. Zu diesem Unternehmen gehören die Schriftsteller und ihre Vereine, Verlage, die Bücher machen und für sie werben, Bücher, Verlagsvertreter, Auslieferungszentren, Buchhandlungen mit Buchhändlerinnen, Buchmessen, Leser, Literaturprofessorinnen und ihre Studenten, die über Literatur nachdenken, diskutieren und schreiben, Journalisten und Redaktorinnen, die in Zeitungen und Zeitschriften, am Radio und im Fernsehen über Bücher und den Literaturbetrieb berichten, Organisatorinnen von Lesungen, Preiskomitees und Preisverleihungen, Literaturförderer, Bibliotheken und Literaturarchive. In diesem lauten und hektischen

Unternehmen, in dem es um Geld und Geist geht, in dem sich die ganze Welt die Türkinke in die Hand gibt, in dem man hofft, laut oder leise seine Meinung sagt, rühmt und kritisiert, Erfolge feiert und Niederlagen verdaut, belegt das Mundartschrifttum ein kleines Nebengebäude. Denn Literatur ist in der Regel in einer überregionalen, multifunktionalen Literatursprache geschrieben, die gruppenunspezifische Verbindlichkeit zeigt und als Standardsprache einer institutionalisierten Normung unterliegt (vgl. REALLEXIKON II 2000, S. 477 ff.), Mundartliteratur nicht.

Mit Mundartbüchern machen Schriftsteller und Verlage meistens keine guten Geschäfte und die ganz grossen mit Lizenzen und Übersetzungen bleiben ihnen sowieso verwehrt. Das sind Tatsachen, welche das Geld betreffen. Kommt der Geist ins Spiel, wird die Sache komplex. Weshalb? Schriftsprachliche Literatur hat eine lange, starke Tradition. Das Mundartschrifttum ist sich hingegen seiner Tradition nicht oder nur in einem ganz engen, ideologisch gefärbten Sinn bewusst. Dies aus zwei Gründen. Erstens kümmern sich eine grosse Zahl von Forscherinnen und Forschern, welche Tausende von Büchern und Aufsätzen schreiben und schreiben, und eine grosse Zahl von Kritikern und Kritikerinnen um die hochsprachliche Literatur. Die hochsprachliche Literatur entsteht also im ständigen Gespräch mit ihrer Tradition und mit sich selbst. Für das Mundartschrifttum interessieren sich die Wissenschaft und die Literaturkritik hingegen nur ganz, ganz am Rand. Welcher Forscher kennt heute das ganze Mundartschrifttum der deutschen Schweiz, welcher das Mundartschrifttum des ganzen deutschsprachigen Raums? Ich wüsste keinen zu nennen, denn er müsste nicht nur versierter Literaturwissenschaftler, sondern auch mit allen Wasern gewaschener Dialektologe sein. Dem Mundartschrifttum fehlt also der ganze „Begleit-tross“, der jenen von Echos und Begleitstimmen widerhallenden Diskursraum schafft, in dem jede voll ausgebildete hochsprachliche Literatur entsteht.

An diesem Mangel ist das Mundartschrifttum selbst nicht unschuldig. Denn, und damit komme ich zum zweiten Punkt, die meisten Mundartautoren und -autorinnen sind ausgesprochene Individualisten, die sich in der Regel weder dafür interessieren, was in anderen Mundarten geschrieben wird, noch für Literatur überhaupt und manchmal, wie wir feststellen mussten, nicht einmal für die Sprachform, welche sie schreiben. Nicht gut bekam den Mundartschreibern zudem, dass sie sich im letzten Jahrhundert gern in den Dienst irgendwelcher Interessen stellten, seien das nun der Heimatschutz, die geistige Landesverteidigung, die Sprach- und Heimatpflege oder

die antiautoritären Träume der Regionalismus- und Bürgerbewegten. Folge dieser Vereinnahmung war nämlich, dass man in der Literatur Hochdeutsch und Mundart, die z. B. im Werk von Jeremias Gotthelf noch gleichberechtigt nebeneinander standen, streng trennte. Aus dieser Trennung erwuchs die Tendenz, Hochdeutschschreibende als Hüter der hohen Kunst zu betrachten, Mundartschreibende als Hüter der Volks- und Heimatkunst oder als nicht ernst zu nehmende Skribenten. Erstere produzierten, gemäss dieser Zuordnung, Kunst, letztere Kunsthandwerk.

Solchen fragwürdigen Qualifikationen kann nur begegnen, wer weiss, was das Mundartschrifttum ist, was es leistet und wie es sich von seinen Anfängen bis heute entwickelt hat. Dies zu erläutern, will ich im folgenden versuchen.

3. Was ist das Mundartschrifttum?

Auf die Frage „Was ist das Mundartschrifttum?“ lässt sich einfach und überzeugend antworten: Alles, was in regionalen Substandardsprachen geschrieben ist. Der Begriff „Mundartliteratur“ bezeichnet demnach den literarischen Teilbereich des Mundartschrifttums. Dabei schliesst der Begriff „regionale Substandardsprachen“ alle regionalen Sprachformen und -varietäten ein, die nicht standardsprachlich sind, also Mundarten, Umgangssprachen, regionale oder lokale Slangs sowie literarische Kunst- und Mischsprachen, welche auf regionalen Varietäten aufbauen. Eine solche Mischsprache ist z. B. das unter Einfluss des Hochdeutschen auf der Basis des Niederdeutschen gebildete Missingsch (vgl. WAGNER 1965, S. 442 f.). Weil der Übergang zwischen hochsprachlicher Literatur und Mundartliteratur fliessend ist (vgl. FEINÄUGLE 1980), muss bei Werken, die in Mischsprachen geschrieben sind, und bei gemischtsprachlichen Werken, in denen Hochdeutsch und regionale Varietäten nebeneinander vorkommen, entschieden werden, ob die Hochsprache oder die regionalen Varietäten die Basis bilden. Nur letztere sind dem Mundartschrifttum zuzurechnen. So ist z. B. Gotthelfs Werk nicht mundartliterarisch, weil in ihm Hochdeutsch als Erzählsprache dominiert, und Tim Krohns Roman „Quatemberkinder“ ist kein Mundartroman, weil die Basis der Mischsprache, in der er verfasst wurde, Hochdeutsch ist.

Die gegebene Definition ist, es sei zugegeben, weit und sicher nicht nach dem Geschmack von sprachpflegerisch motivierten Mundartschreibenden. Aber sie ist nachvollziehbar und dem Gegenstand angemessener als eine Einordnung des Mundart-

schrifttums in die Bereiche „Volksliteratur“ bzw. „Volksdichtung“ oder „Heimatliteratur“.

3.1 Mundartschrifttum und Volksliteratur bzw. Volksdichtung

Im Handbuchbeitrag „Dialekt als Sprache literarischer Werke“ schreibt Walter Haas:

Unter dem behelfsmässigen Begriff *Volksliteratur* sollen literarische Erzeugnisse Ungebildeter verstanden werden. (HAAS 1983, S. 1644)

Unschärf ist der Begriff „Ungebildete“. Bezeichnet er als historischer Begriff Menschen, die vor Einführung der allgemeinen Schulbildung keine formale Bildung genossen haben, also das, was Goethe unter Volk verstand:

Unter Volk verstehen wir gewöhnlich eine ungebildete bildungsfähige Menge, ganze Nationen, insofern sie auf den ersten Stufen der Kultur stehen, oder Teile kultivierter Nationen, die untern Volksklassen, Kinder. (GOETHE XIV, S. 460)

Oder bezeichnet „Ungebildete“ als noch heute gültiger Begriff Menschen, welche keine mittlere oder höhere Schulbildung genossen haben bzw. auf Grund ihres Berufes (Handwerker, Bäuerin) nicht dem gebildeten Teil der Bevölkerung zugerechnet werden? Abgesehen davon, dass der Bildungsbegriff auf diese Weise eigentlich nur diskriminierend verwendet werden kann, weil Bildung auf unterschiedliche Art und Weise erworben werden und unterschiedliche Bereiche eines gelebten Lebens betreffen kann, spielt er für eine wie auch immer definierte Literaturfähigkeit keine Rolle. Wer schreibt und publiziert, verfügt über eine ausgewiesene Schreibfähigkeit, sei er nun im Hauptberuf Schmied wie der Oberaargauer Jakob Käser (1884-1965) oder Bauer wie der Baselbieter Hans Gysin (1882-1969). In welchem Umfang und vom wem das Werk eines Autors bzw. einer Autorin rezipiert wird, hängt weniger von ihrer sozialen Stellung oder ihrem Bildungsstand ab als von der Schreibsprache (Hochdeutsch oder Mundart), dem literarischen Können der Schreibenden, den Rezeptionsbedingungen und den Gesetzen literarischer Kanonbildung.

Tatsache ist, dass im Mundartschrifttum wie in der hochdeutschen Literatur Autorinnen und Autoren, welche eine mittlere oder höhere Schulbildung genossen haben, überwiegen: Geistliche, Lehrer und Lehrerinnen, Ärzte und Beamte. Diesen der Bildungselite verbundenen oder sich zumindest an ihr orientierenden, gebildeten Auto-

rinnen und Autoren ist es zuzuschreiben, dass sich in der Mundartliteratur gegen Ende des 19. Jahrhunderts das Ideal der „reinen“ Mundart immer rigorosier durchsetzte. Damit kam es zu einer strikten Trennung von Hochdeutsch und Mundart, während vorher die Literaturmundart eher die tolerantere Haltung der tatsächlich gesprochenen Mundart widerspiegelte, in der Anleihen bei der Schriftsprache durchaus normal waren (HAAS 1980, S. 72). Dem Mundartschrifttum haftet also seit seinen Anfängen sowohl sprachlich eine gewisse sentimentalische Künstlichkeit an, weil die meist gebildeten Autoren und Autorinnen Mundarttexte mit sprachpflegerischer Absicht schrieben, als auch in der Auswahl und Darstellung der Themen, weil es erzieherische und volksbildende Ziele verfolgte. Es ist, in dieser Hinsicht, kein Erzeugnis Ungebildeter, sondern sein Gegenteil. Karl Ruckstuhl schreibt 1823:

Die Liebe zu Sitte und Sprache des Volks hat seit beyläufig zwanzig Jahren die Neigung erregt, in den verschiedenen Dialekten der Landleute volksthümliche Gedichte abzufassen. Gebildete und gelehrte Männer folgten dem Beyspiele Theokrits, welcher, am Hof der Ptolemäer in Alexandria lebend, im Geiste auf Bergweiden Siciliens sich versetzte, um in seinen Idyllen die Sprache und das Leben der dortigen Hirten nachzubilden. Unter diesen Volks-Dichtern stehen Herr Häfliger im Luzerner-, Herr Kuhn im Berner-Gebiet oben an. (RUCKSTUHL 1823, S. 34 f.)

Am Beispiel Ruckstuhls, der gebildete und gelehrte Männer als Volksdichter bezeichnet, zeigt sich mit aller Deutlichkeit, dass diese Bezeichnung nicht einen Dichter aus dem Volk, sondern einen Dichter für das Volk meinte. Auch Campe gab dem Volksdichter diese Bedeutung, denn er bezeichnete ihn als einen, „der dem ganzen Volke wichtige und verständliche Gegenstände zu seinen Dichtungen wählt, und in einer dem Volke verständlichen Sprache schreibt“ (zit. nach DEUTSCHES WÖRTERBUCH, Band 12.2, Sp. 477). Im Deutschen Wörterbuch ist die Volksdichtung als „eine fürs Volk“ bestimmte Dichtung definiert und dazu ist angemerkt, das Wort werde „immer mehr eingeschränkt auf die im ungelahrten Volk lebende, nicht individualistische Dichtung“ (zit. nach DEUTSCHES WÖRTERBUCH, Band 12.2, Sp. 478). Erst im Laufe der Romantik wurde also die bis heute dominierende Sichtweise vorherrschend, Volksdichtung sei Dichtung aus dem Volk. Vorher verstand man unter Volksdichtung vornehmlich Dichtung für das Volk. Das lässt sich auch aus den folgenden Sätzen Schillers herauslesen:

„Ein Volksdichter für unsere Zeit hätte [...] bloss zwischen dem allerleichtesten und dem allerschwersten die Wahl; entweder sich ausschliessend der Fassungskraft des grossen Haufens zu bequemen und auf den Beyfall der gebildeten Klasse Verzicht zu tun - oder den ungeheuren Abstand, der zwischen beiden sich befindet, durch die Grösse seiner Kunst aufzuheben und beide Zwecke vereinigt zu verfolgen.“ (zit. nach DEUTSCHES WÖRTERBUCH, Band 12.2, Sp. 477)

Schiller lässt dem Volksdichter, als Dichter für das Volk, zwei Wege offen: Den ersten, sich ganz auf den Geschmack des grossen Haufens, des *vulgus*, auszurichten. Den zweiten, durch die Grösse seiner Kunst den Abstand zwischen dem grossen Haufen und der gebildeten Klasse in der Literatur und mit der Literatur aufzuheben und zur Bildung eines Volkes im Sinne von *populus* und einer Volkskultur beizutragen.

Die meist aus der gebildeten Elite stammenden Mundartautoren und -autorinnen der deutschen Schweiz verstanden und verstehen sich grösstenteils bis heute als für das Volk schreibende Autoren, obwohl gerade die nicht literarisch Gebildeten höheres kulturelles Streben bis weit ins 19. Jahrhundert automatisch mit dem Hochdeutschen verbanden. Die wichtigsten Ziele, die Mundartschaffende mit dem Mundartschreiben verbinden, sind die Rückbesinnung, das Bewahren und das Dokumentieren von alten, mündlich überlieferten Erzählungen und Liedern, von alten Mundartformen, von alten Lebens- und Arbeitsformen, von alten Bräuchen sowie die Volkserziehung. Das zentrale Thema des Mundartschrifttums, das nur während der kurzen Zeitspanne der Neuen Mundartliteratur in den Hintergrund gedrängt wurde, ist deshalb bis heute das Erinnern, das nicht selten geprägt ist von einer romantischen Sehnsucht nach dem Ursprünglichen. Einige ausgewählte Beispiele mögen diesen Sachverhalt illustrieren. Der Berner Pfarrer Gottlieb Jakob Kuhn schrieb seine Kunstlieder im Volksmund, wie er im Vorwort von 1818 zur zweiten Ausgabe darlegt, in volkserzieherischer Absicht:

Nun kenne ich zwar eine Menge Lieder für's Volk, denen ich gerne grössern Werth zugestehe, als die meinigen wohl haben. Allein ich weiss wie schwer es hält, solche Lieder wirklich unter dem Volke in Gang zu bringen, zumahl sie hochdeutsch, und darum unserm Volke weniger verständlich, auch nicht immer gerade für dieses Volk geschrieben sind. Ich glaubte demnach kein unverdienstliches Werk zu thun, wenn ich des Volksgesanges mich annähme, und versuchte, Lieder, die ganz im Tone des Volkes und für dasselbe gedichtet wären, nach und nach demselben in die Hände zu bringen, und dadurch manches abgeschmackte, elende oder gar sittenlose Lied zu verdrängen. (G. J. KUHN 1913, S. XXXVIII)

Im Jahr 1863 veröffentlichte der Solothurner Tierarzt Franz Josef Schild den ersten Band des „Grossättis aus dem Leberberg. Was derselbe in alten Zeiten gesungen und gereimt und über Wind und Wetter, über Handel und Wandel, über geheure und nicht geheure Dinge in Schimpf und Ernst sich ausgedacht, gesammelt und getreulich nacherzählt von Franz Josef Schild“. Während bereits der ausführliche Titel das Erinnern und Dokumentieren ins Zentrum stellt, macht Schild im Vorwort deutlich, dass vieles, was da gesammelt vorliegt, bereits unwiderbringlich verloren ist:

I wott dr verzelle, wie im Leberberg die Alte lustigi Liedli gmacht hei, wie d' Ching ihri Zyt vertrybe, wie sie spielen und rote; i säge dr au, wie dr Buur dort en eigene Chopf het, wien er noh syr Manier redt, noh syr Manier dr Pflueg i syr eigene Furre füert und ohni Barmeter 's Wätter behönnt, und z'letscht - i darf's neue schier gar nit säge, und doch muess es use - z'letscht bricht i dr no vom Häxewäse by den Alte, wie sie dra glaubt und wie sie drinn glybt und gläbt hei. Du wirsch ab söttigem Züüg lache. - I will dr aber numme brichte, wie sie zue myr Chingszyt dr Buur mit allerlei Aberglaube 's Läbe suur gmacht het; du chasch de am beste gseh, was men allerlei wäg'putze gha het, bis me so wyt cho isch, wo me jetzen isch. (SCHILD 1960, S. 63)

Das Sammeln von volkstümlichem Sprachgut und mündlich Erzähltem nimmt neben dem Schreiben aus dem Erinnern im Mundartschrifttum bis heute einen wichtigen Platz ein (z. B. PFLUGER 1996, 1997, 1999; ROHNER 1996; SCHWAAR 1982, 1985, 1988; SENTI 1968). Da das Mundartschreiben mit der Mundartpflege Hand in Hand ging und zum Teil heute noch geht, verpflichtet die Sprachform selbst zur Rückschau und zur Konzentration der schriftstellerischen Aufmerksamkeit auf alte Lebens- und Arbeitsformen. Otto von Greyerz betont diesen Zusammenhang von Sprache und zentralem Thema der Mundartliteratur in der Einleitung zu seiner „Mundartgeschichte der deutschen Schweiz“ von 1924:

Die Mundart selber, im Gegensatz zur gemeindeutschen Kunstsprache, bietet schon eine gewisse Gewähr für die Echtheit des Bildes; denn wie durch ein ihr innewohnendes Gesetz zwingt sie den dichtenden Geist in die engeren Schranken der volksmässigen Anschauung, Empfindung und Denkart. Die deutsche Schriftsprache umfasst das ganze Reich deutschen Denkens und Fühlens und nimmt selbst das Fremdartige mit erstaunlicher, oft nur allzu willfähriger Anpassung in sich auf. Die Mundart dagegen umschliesst nur eine kleine Welt von ausgeprägter Eigenart, zumal in der deutschen Schweiz, wo sich in engstem Raum scharfe Gegensätze der Landschaft, der Abstammung, der staatlichen und kirchlichen Geschichte in den verschiedenen kantonalen Mundarten ausdrücken. Wer sich über diese Gebundenheit der Mundart an das engere Volkstum hinwegsetzen und die Volkssprache zu einem Spiel

mit fremdartigen Kunstformen und Bildungsgedanken verwenden wollte, würde solchen Missbrauch mit der Lächerlichkeit einer in die Augen springenden Unnatur zu büssen haben. [...]

Wie die wesentliche Schönheit der Mundart im Reichtum und Gehalt ihrer altertümlichen Bestandteile liegt, so liegt die wesentliche Schönheit und Bedeutung des mundartlichen Kunstwerks in der Wiedergabe des altertümlichen Volkstums, das aus jener Mundart zu uns redet. (VON GREYERZ 1924, S. 5 ff.)

Mit dem Überzeugung, die Mundart sei an das engere Volkstum gebunden und zwingen den dichtenden Geist in die engeren Schranken der volksmässigen Anschauung, Empfindung und Denkart sowie mit der Meinung, die wesentliche Schönheit und Bedeutung des mundartlichen Kunstwerks liege in der Wiedergabe des altertümlichen, bäuerlich-handwerklich geprägten Volkstums, schränkt von Greyerz die Mundartliteraten thematisch auf die eigene sprachregionale Welt ein, formal auf traditionelle Formen und verpflichtet sie damit auf das Erinnern und das Bewahren.

Mundartliteratur ist in diesem traditionellen, normativen Verständnis, dem sich viele Mundartschreibende bis heute bewusst oder unbewusst unterwerfen, eine Literatur für eine kleine Sprachgemeinschaft, welche die traditionelle Lebenswelt, die traditionellen Werte und die traditionelle Sprache dieser Gemeinschaft fortschreibt, die Gemeinschaft über ihre zum Teil volkserzieherisch bereinigte Vergangenheit belehrt und diese bewahrt. Eingeschrieben in dieses Mundartliteraturverständnis ist die negative Deutung jeder gesellschaftlichen und sprachlichen Veränderung und Entwicklung.

Von Greyerz' Haltung lässt sich zurückführen auf die deutschschweizerische Ausformung sprachnationalistischen Gedankenguts des 19. Jahrhunderts, das Sprache und Nation gleichsetzte, weil sich in der Sprache das Wesen eines Volkes, die Volksseele ausdrücke. Der deutsche Philosoph Ernst Moritz Arndt schrieb 1813, jede Sprache sei

das äussere Abbild des innersten Gemütes eines Volkes [...], weil sie die Form ist, welche sich von Kind auf des ganzen Menschen, der sie spricht, am gewaltigsten bemeistert und seinem Geiste und seiner Seele das Gepräge gibt, womit er empfinden, denken, lieben und leben soll: sie ist der erstarrte Geist der vergangenen Geschlechter, den die Lippe auftaut, wie sie die Worte erfasst. (ARNDT 1813 in JEISMANN/RITTER 1993, S. 326 f.)

Die Verfechter der Mundartvielfalt in der deutschen Schweiz übertrugen den Gedanken der durch eine Sprache geformten Nation auf die durch Sprache geformte regionale oder lokale Sprachgemeinschaft und entwickelte daraus die Doktrin der aus der

Mundartvielfalt natürlich gewachsenen demokratischen schweizerischen Gesellschaftsordnung, wobei, was aus der Deutschschweizer Sprachenlandschaft gewachsen sein sollte, ganz selbstverständlich auf die ganze Schweiz übertragen wurde. Wer die Mundarten vernachlässigt, schrieb der Schweizer Dialektologe Jost Winteler 1896, gefährde die geschichtliche Eigenart der deutschen Schweiz:

[Die Mundarten] sind der treue Spiegel des Wesens und der Geschichte ihres jeweiligen Stammes. In jedem Satze eines Berliners haben Sie den ganzen Berliner, in jedem Bernerwort den ganzen Berner. Diese Folgerung wird gerade von denen, die das Nationalverbindliche der Sprachen gelegentlich am schärfsten betonen, am wenigsten hervorgehoben. Wir deutschen Schweizer aber haben den triftigsten Grund, sie zu beachten. Denn unter allen deutschredenden Stämmen haben wir weitaus die eigenartigste geschichtliche Entwicklung, diese aber muss sich ebenfalls in unserer Mundart spiegeln und mit dieser sich vererben. Unsere Mundart vernachlässigen und verwischen, heisst unsere geschichtliche Eigenart gefährden. Das ist die politische Bedeutung unseres Idioms und seiner Pflege. (WINTELER 1896, S. 5)

Um der Verflachung der Mundarten und damit zugleich der gefährdeten Eigenart der Deutschschweizer entgegenzuwirken, schlägt Winteler vor, im Schulunterricht nicht nur mit hochsprachlichen Texten, sondern auch mit Mundartgedichten, mundartlichen Prosatexten und Mundartliedern zu arbeiten.

Bis weit ins 20. Jahrhundert wurde die Ansicht vertreten, dass die vielen Tugenden des Deutschschweizer Volkes durch die Mundarten bewahrt und in ihnen weitergetragen würden. Dabei wurde den Mundarten eine zwar derbe und ungeschliffene, aber zugleich auf natürliche und praktische Sittlichkeit gerichtete Kraft zugeschrieben, die sich von der glatten und gleissnerischen Rhetorik des geschraubten Hochdeutschen polierter Nationen auf wohlthuende Weise unterschied. Der Begriff der polierten Nation ist bereits bei Goethe als Nation mit mangelndem Charakter und fehlender Natürlichkeit negativ besetzt (vgl. WINTER 1979, S. 210). Die für das Deutschschweizertum reklamierten Tugenden der Schlichtheit und der Geradlinigkeit werden nicht selten auf die Mundart selbst übertragen und dem Hochdeutschen abgesprochen, so im Gedicht „D’Heimedsprach“ von Otto Hellmut Lienert:

Die Sprach, wo ‘s Nänni ‘s Göifli lehrt,
Wird wien äs Helgezüüg verehrt.
Mys Buuredüütsch ischt bodeguet.
Was wurd is mit der Sprach nüd goh ..

Es müesst eim 's Härz schier stille stoh.
 Vom Morged- bis zuem Nachtigbät,
 Was do nüd alles stärke tät!
 Wer hoochdüütsch redt, weisst äbe nüd,
 Was 's Schwyzerdüütsch eim alles git.
 Ä Meischerharpfe, nu se schön,
 Die hät nüd meh und weicher Töin.
 Vom Wiegeli, zuem Totebaum,
 Bi Freud und Leid, bi Tag und Traum,
 Hät d'Heimedsprach äs bluemigs Wort,
 Wär 's Schriftdüütsch nur äs Schatteport.
 Liebs Värsl i der Buuretracht,
 Wie gemmer jetz nüd uf di acht!
 Rächt Mäntsche stönd zuem Mueterluut,
 Säläng 'ne d'Seel i d'Auge truat.
 (O. H. LIENERT 1958, S. 31)

Mit dieser Argumentation trat jene Identifikation von Volksgeist und Sprachform in den Vordergrund, welche bis nach dem Zweiten Weltkrieg die Sprachenfrage und die Funktion des Mundartschrifttums in der von zwei mörderischen Kriegen verschonten deutschen Schweiz beherrschte. Im Jahr 1922 formulierte Otto von Greyerz am Schluss seines Aufsatzes „Vom Wert und der eigentümlichen Schönheit unserer Mundarten“ diesen deutschschweizerischen regionalsprachlichen Nationalismus, den er, wie immer, auf das ganze Schweizervolk ausdehnt, so:

Sie [unsere Mundart] ist die Bewahrerin aller Tugenden, die das Schweizervolk durch die Stürme der Jahrhunderte hindurch gerettet haben. Rauheit und Derbheit ist die Schale dieser Tugenden; wir sind, mit polierten Nationen verglichen, ein grobes Volk; wir lieben noch heute den derben, ungehobelten Ausdruck; das Rednerisch-Glänzende, die glatte Phrase ist uns zuwider, und das Fluchen unser allgemeines Laster. Wir sind nicht ästhetisch gerichtet, sondern praktisch, verständig und sittlich. Ds spiegelt sich alles getreu in unserer Sprache. Wir sind ein Bauernvolk gewesen und verdanken diesem Stande vor allem unserer Erziehung: den starken Wirklichkeitssinn, die Naturfreude, die ernste Auffassung der Arbeit und des Lebens überhaupt. Von daher haben wir den Widerstand in uns gegen die leere Wortmacherei, den tiefen Argwohn gegen die übersinnliche Sprache der Wissenschaft und jede geschraubte, klausulierte Ausdrucksweise. Von daher fehlt uns auch der geistige Spieltrieb und das Verständnis für den schöngestig-spielerischen Gebrauch der Sprache, bis zu einem gewissen Grade auch der Sinn für Schwung und Erhabenheit. Hier sind deutliche Grenzen unseres Wesens. Wir können nicht aus unserer Haut. Die Nachahmung des Fremden wäre nicht unser Heil, wenn wir sie jemals anstrebten. Wir müssen uns an das Tüchtige, Dauerbare in unserem Wesen halten und dazu, meine ich,

kann uns auch künftig unsere Mundart eine Erzieherin sein. Sie ist eines der gegebenen Mittel zur Erhaltung unserer Unabhängigkeit nach aussen und des demokratischen Geistes im Innern. (VON GREYERZ 1922, S. 38 f.)

Dass diese besondere Form des Sprachnationalismus während der Zeit der Bedrohung durch den Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkriegs im Konzept der Geistigen Landesverteidigung eine wichtige Rolle spielte, versteht sich von selbst. Sogar Carl Albert Loosli, der sich gegen die Anmassung verwahrte, echtes Deutschschweizertum könne sich nur im Dialekt äussern, und der sich mit seiner Schrift „Schweizerdeutsch“ von 1938 heftig gegen Baers Pläne für eine besondere alemannische Schriftsprache für die deutsche Schweiz wehrte, sah den Wert der Mundarten in „ihrer innigen Verwachsenheit mit unserer Seele, mit unserem reinsten Heimatbewusstsein, mit unserem bis in die frühesten Kindheitstage zurückreichenden Volkstumsbewusstsein“ und darin, dass sie „die unerschöpflichsten, reichsten und wertvollsten Vorratskammern und Jungbrunnen“ (LOOSLI 1938, S. 23 f.) des Hochdeutschen seien. An Baers Plänen kritisierte er, dass dieser an den Dialekten, die seines Erachtens nur auf naturbelassenem Boden wirklich gedeihen, herumfingern und einen künstlichen Einheitsdialekt schaffen wollte.

Aber der deutschschweizerische Sprachnationalismus hielt sich auch noch lange nach dem Krieg. Im Jahr 1957 sagte Hans Wanner, der damalige Chefredaktor des Schweizerdeutschen Wörterbuchs, in einem Vortrag an der Jahresversammlung des Deutschschweizerischen Sprachvereins seinem Publikum:

[Ich bin fest] davon überzeugt, dass der Verlust der Mundarten unsern *Willen* zur Unabhängigkeit empfindlich schwächen würde. Wir haben erkannt, dass die Mundart einen Teil unseres Wesens ausmacht. Wenn wir diesen Teil preisgeben, dann wird etwas anderes, Fremdes an dessen Stelle treten, und dieses Fremde wird uns fremden geistigen und politischen Einflüssen leichter zugänglich machen. (WANNER 1957, S. 72 f.)

Um den Totem des regionalsprachlichen Nationalismus, dieser besonderen Form des Sprachnationalismus, den man mit Coulmas als Simplifizierung und Projektion bezeichnen kann (COULMAS 1996, S.57), tanzten die Deutschschweizer bis in die sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts. In dem Sinn, in dem die Mundartliteratur den regionalsprachlichen Nationalismus mittrug und als bewahrende und erziehende Lite-

ratur für das Volk konzipiert war und interpretiert wurde, war sie und ist zum Teil noch heute als Literatur für das Volk Volksliteratur.

In der Folge der städtischen Aufbruchbewegung der Neuen Mundartliteratur seit den späten fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, für die der Wiener Autor Hans Carl Artmann mit dem Mundartgedichtband „med ana schwoazzn dintn. Gedichta r aus bradnsee“ im Jahr 1958 sozusagen die Geburtsurkunde schrieb, nahm die Ästhetik der politischen Lyrik die Mundart in Beschlag, und zwar auf eine Weise, welche wieder auf dem Gedanken aufbaute, dass die regionale Sprachform die regionale Sprachgemeinschaft prägt.

Die besondere Eignung der Mundart für die politische Lyrik der späten sechziger und frühen siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts lässt sich aus dem damals geltenden Bedeutungsbereich des Begriffs „politisch“ im literarischen Diskurs ableiten. Diese politische Lyrik war eine kritische, gegen die im westlichen Kapitalismus Herrschenden in Politik und Wirtschaft und ihre Machtansprüche gerichtete Dichtung. Sie entstand aus einem politischen Anlass und verfolgte eine politische Absicht. Sie sprach stellvertretend für ein Kollektiv und appellierte an ein Kollektiv; sie vermittelte zwischen „wir“ und „ihr“ und war auf unmittelbare Wirkung bedacht. Das Gedicht, so schreibt es Harald Hartung, erhielt Bewährungsfrist. Es hatte den Nachweis seiner Nützlichkeit zu führen (vgl. HARTUNG 1985, S. 10 f.). Auf diese Instrumentalisierung konnte nur die Einsicht folgen, dass Gedichte keine Waffen sind. Bereits 1970 nannte Hilde Domin in ihrer Anthologie „Nachkrieg und Unfrieden“ die Flucht ins politische Gedicht eine Flucht in eine Sackgasse, und die 1975 beginnende neue Sensibilität in der deutschen Lyrik lässt sich verstehen als Besinnung auf die Möglichkeiten des Ich, nachdem das „fortschrittliche“, kollektivistische Wir gescheitert war. Mit dieser Wende begann die Akzeptanz der Mundartliteratur in der Literaturszene rapide zu schwinden; ab 1974 sind z. B. in der Schweizer Literaturzeitschrift „drehpunkt“ keine Mundarttexte mehr zu finden, während sich vorher Hochdeutsch schreibende Autoren wie Walter Vogt und Guido Bachmann in der Mundart delectiert hatten.

In der kurzen Zeit der Begeisterung für das Gedicht als politischer Akt bot sich vor allem in der Bundesrepublik Deutschland und im Elsass die Mundart, als Sprache von „unten“, als Sprache des einfachen Volkes, geradezu an, um die gegen Machtträger gerichtete Kritik zu artikulieren. So sahen es zumindest die intellektuellen Verfechter der politischen Mundartlyrik, und zwar vor allem dort, wo diese Machtträger

in der Regel nicht Mundartsprecher waren. „Der Dialekt ist die Rache des Provinzlers am schnellmauligen Städter“, behauptete Günter Herburger (HERBURGER 1976) und vergass dabei all jene Bauern und Handwerker, die sich von schnellmauligen Antiquaren ihre alten Möbel und Geräte um ein Trinkgeld abluchsen liessen, die sich von schnellmauligen Vertretern teure Waren aufschwätzen liessen und die schnellmauligen Politikern ergeben zunickten, auch wenn es gegen ihre Interessen ging. Mit einem ähnlich romantisch verklärten Idealismus verfasste der Elsässer Schriftsteller André Weckmann sein Pamphlet „Dialekt als Waffe“:

Der Dialekt eignet sich als Waffe besonders gut. Denn er ist vor allem eine Sprache, die sich in totaler Freiheit bewegt. Er lässt sich nicht von Grammatikern und intellektuellen Gremien in ein stilistisches Korsett hineinzwängen. Er verliert sich nicht in abstrakte Formulierungen. Er geht schnurstracks und mit gebündelter Kraft auf sein Ziel zu.

Die Hochsprachen, Französisch und Deutsch, sind der Gemüts- und Aussenwelt der elsässischen dialektophonen Bevölkerung fremd. Diese Welt ist vom Dialekt geformt und geprägt worden. Und vor dem im elsässischen Humus gewachsenen Wort weichen die stereotypen hochsprachlichen, herrschaftlichen Slogans. (WECKMANN 1977, S. 33)

Es gibt keine Sprachen, die sich in totaler Freiheit bewegen, auch die Mundarten tun das nicht, obwohl sie in ein weniger enges Normenkorsett gezwängt sind als die Hochsprachen. Damit sie ihre Funktion erfüllen können, sind sie sowohl als Systeme wie auch in ihrem Gebrauch regelgebunden. Zweitens lassen Mundarten abstrakte Formulierungen weniger zu als Hochsprachen, wenn man diese nicht einfach frei aus der Hochsprache übernimmt und einlautet. Mundartsprecher formulieren aber dennoch nicht zielstrebig als die Sprecher von Hochsprachen, denn Alltagsgespräche verlaufen nach sozialen und kommunikativen Regeln, die von Einzelsprachen weitgehend unabhängig sind. Drittens kann zumindest die Hochsprache Französisch einer weitgehend französisierten elsässischen Bevölkerung nicht fremd sein, weder in der Gemüts-, noch in der Aussenwelt.

Hält man André Weckmann auch zugute, dass er dieses Pamphlet für eine akut bedrohte Mundartgemeinschaft bewusst aggressiv formulierte und mit ihm provozieren wollte, bleibt dennoch festzustellen, dass Behauptungen, die sich allesamt leicht widerlegen lassen, nichts taugen als Argumente im kulturpolitischen Kampf. Die in Weckmanns Pamphlet mit Händen zu greifende romantische Sprachideologie verführte die elsässischen Kulturkämpfer der siebziger Jahre dazu, ganz auf die Mundart

zu setzen und damit zu scheitern. 1982 gestand Weckmann das Ende des Aufbruchs ein. Aus seinen Worten wird deutlich, dass das Feuer, das den Kreis der Aktivisten erfasst hatte, nicht auf die breite Masse der Elsässer übersprang, zum Ritual verglomm und schliesslich erlosch:

September 1982. Wo sind die Massen, die vor Jahren Roger Siffer und seinen Freunden zujubelten? Wo sind jene mit Jeans und Bärten vollgestopften Säle, in denen sich die neuentdeckte Sprache ausstobte, die Sprache, die die meisten dieser Fans nur noch fetzenweise kannten? [...] Was ist aus all den Festen der jungen elsässischen Kultur geworden? Zuerst gebärdeten sie sich revolutionär, dann verwandelten sie sich in Rituale und schliesslich sind sie nur noch Erinnerungen von altgewordenen Kulturkämpfern. Der grosse, in Marckolsheim und Wyhl geborene Elan ist gebrochen. Und wir glaubten damals, er würde uns zum Sieg tragen. [...]

Wie hoch ist der Prozentsatz der Jugendlichen in den Grossstädten, die noch Dialekt sprechen oder zumindest verstehen? Welches ist bei uns die Sprache der Kindheit? Ist es nicht mehrheitlich das Französische, während der Dialekt nur noch in Form von hard cores überlebt: das jee, das joo, das verdammi und dieser komische Akzent? (WECKMANN 1982, S. 155)

Nicht verschwiegen sei, dass die Sprachwissenschaft in den 1970er Jahren das ihre beitrug zur Ideologie der emanzipativen Kraft der Unterschichtsprachen und der Mundarten. Man glaubte, man müsse sie ihren Sprechern nur bewusst machen, um ihr kritisches Bewusstsein zu wecken. Die Maximen zum Handeln leitete man aus den Schriften der damals führenden Theoretiker der Soziolinguistik ab, aus der Codetheorie von Basil Bernstein (BERNSTEIN 1972), aus Ulrich Oevermanns Arbeit „Sprache und soziale Herkunft“ (OEVERMANN 1972), welche monatelang in abgegriffenen hektographierten Exemplaren unter den Studierenden ausgetauscht wurde, bevor sie 1972 auch gedruckt vorlag, aus der Sprachbarrierentheorie (z. B. BADURA 1973).

Ein typischer Vertreter jener soziolinguistisch fundierten Theoretiker ist Gregor Kalivoda. Seine „Thesen zu Regionalismus und Mundartdichtung“ von 1978 sind nicht nur interessant im Hinblick auf das, was sie versprechen, sondern auch in Bezug auf den wissenschaftlichen Jargon, in dem sie formuliert sind:

Durch die aktuelle, die Alltagspraxis kritisch hinterfragende Mundartdichtung wird eine Sprachform wiedergewonnen bzw. neu entdeckt, die bisher wohl eher für den Transport kontemplativer bzw. wesentlich unpolitischer Inhalte sorgte. Dieses Sprachmaterial wird nun dazu verwendet, die Konflikte und Widersprüche der sozialen und politischen Alltagswelt und die dadurch erzeugte individuelle und kollektive Betroffenheit literarisch zu verdichten. Eingelebte Erwartungshaltungen gegenüber Mundartdichtung werden so aufgebrochen, ein Spannungsbogen zwischen Form und Inhalt erzeugt,

der die Wirkung verstärken und die Bewusstwerdung vorantreiben kann. Persönliche Betroffenheit findet sich in Texten wieder und konsolidiert in ihrer Zurückwirkung eine kritische Alltagspraxis. Das für solche Inhalte unverbrauchte Sprachmaterial stellt ein Forum dar für regionale Wirklichkeit, entdeckt den Antagonismus für die Mundart und bleibt in der Nähe der Betroffenen. Damit verbindet sich auch die Möglichkeit für die Differenzierung und Reflexion von Handlungsweisen. Verfremdung und Aufbrechen von tradierten Vorstellungen und Erwartungsmustern gehören zur Potentialität dieser Sprachform, die sich in andere Ansätze der Bewusstmachung einreihen. (KALIVODA 1978, S. 103 f.)

Gregor Kalivoda behauptet, dass politische Mundartdichtung die Bewusstwerdung vorantreiben und so zu kritisch reflektiertem Handeln führen kann. Das mag für Intellektuelle zutreffen, die über ein kritisch reflektiertes Sprachbewusstsein verfügen. In ihrer Mundart befangene Sprecher und Sprecherinnen hingegen, die ihre Sprache gewohnheitsmässig brauchen, müssten zuerst ein Sprachbewusstsein aufbauen und ihr sprachliches Handeln kritisch hinterfragen lernen, damit sie der Segnungen kritischer Dichtung teilhaftig würden. Das Brechen von festen Erwartungshaltungen, sagen wir bei einer Mundartlesung, endet jedoch meistens in Enttäuschung, Ablehnung oder gar Zorn. Die Schweizer Mundartautorin Barbara Egli schilderte dies knapp und bündig so:

Die Leute meinen, Mundart habe lustig zu sein, und lachen schon, bevor ich den Mund aufmache. In solchen Fällen sind hinterher alle enttäuscht, ich und das Publikum. (zit. nach CANTIENI 1984)

Bei Gregor Kalivoda zeigt sich deutlich jenes „Stellvertretersyndrom“, das bei den meisten in der Regel männlichen Intellektuellen der 1960er und 1970er Jahre festzustellen ist. Sie meinen, von vermeindlich sicherer theoretischer Warte aus, stellvertretend für das „einfache Volk“, das sie oft nur aus grosser Distanz beobachten und beurteilen, denken und sprechen zu können.

Die Theorie der emanzipativen Kraft der Mundart und die sprachliche Regionalismusbewegung wollten die Position von Mundartsprechern stärken, deren Idiome immer stärker in Bedrängnis gerieten oder gar in ihrer Existenz gefährdet waren. Sie gingen davon aus, dass die in regionalsprachlichen Kulturen verankerten Menschen, zur Hochsprache gezwungen, nicht mit dem Verzicht auf die Mundart, sondern nur in der bewusst gelebten Diglossie ohne Demütigung mündig werden könnten. Mundartliteratur hatte demgemäss die Funktion einer sprachemanzipativen Literatur für das Volk. Theorie und Bewegung scheiterten, weil sie die Existenzbedingungen bedrängter und bedrohter Mundarten, die Existenzbedingungen von Mundartliteratur in einer

stark von hochsprachlicher Literatur dominierten literarischen Kultur und die Möglichkeiten, mittels Mundartliteratur das Sprachbewusstsein von Mundartsprechern zu stärken, auf geradezu krasse Weise falsch einschätzten.

In der deutschen Schweiz wurden Theorie und Bewegung mit grosser Zurückhaltung aufgenommen, denn seit den 1960er Jahren nahm die Bedeutung der Mundarten, entgegen der allgemeinen Tendenz, stetig zu:

Die poetischen Werte der anscheinend literarisch noch „unverbrauchten“ Mundart werden entdeckt (nicht zuletzt von der Werbung), ihre regionale Vielfalt wird wieder positiv bewertet, archaische Mundarten werden zum Teil aus folkloristischem Interesse wieder gepflegt; als gemütliche, vertrauliche und sozial ausgleichende Sprachform dringt die Mundart immer mehr in die Schulen aller Stufen, in Kirche, Politik und Militär ein. Die politische Abgrenzung gegenüber Deutschland verliert an Bedeutung, auch wenn sie sicher nach wie vor wenigstens unterschwellig nachwirkt.

Die Folge dieser Entwicklung [...] ist, dass in den letzten hundert Jahren in der Schweiz die Mundart noch nie eine so starke Stellung wie heute hatte, ja dass heute die gesprochene deutsche Einheitssprache ausserhalb der Schule kaum noch und nur von Angehörigen weniger Berufe in wenigen Situationen gebraucht wird. (RIS 1980, S. 86)

Den Deutschschweizern und Deutschschweizerinnen, welche ihre Mundarten im Alltag und in vielen öffentlichen Situationen so selbstverständlich hörten und sprachen wie vielleicht nie zuvor,